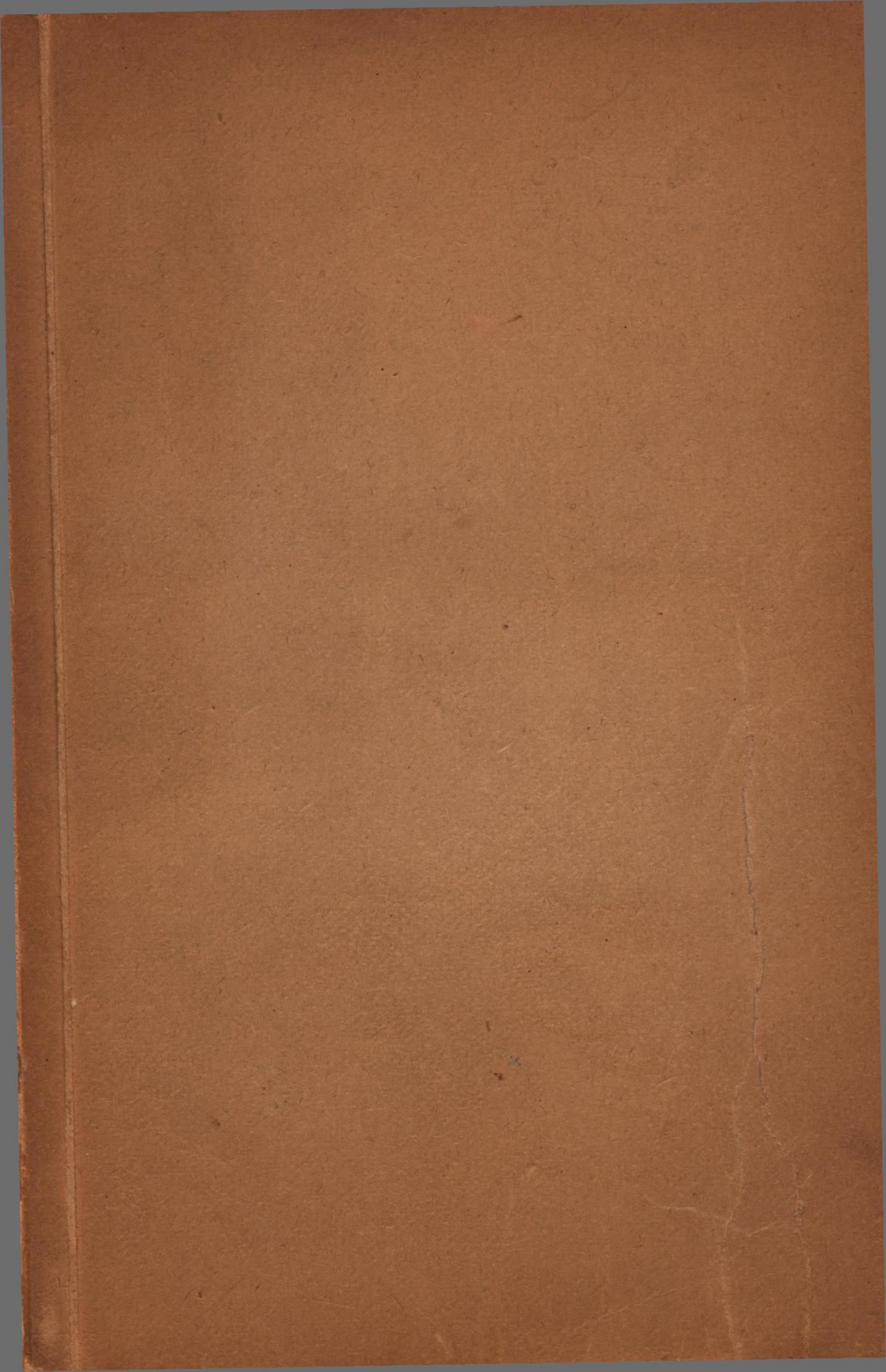
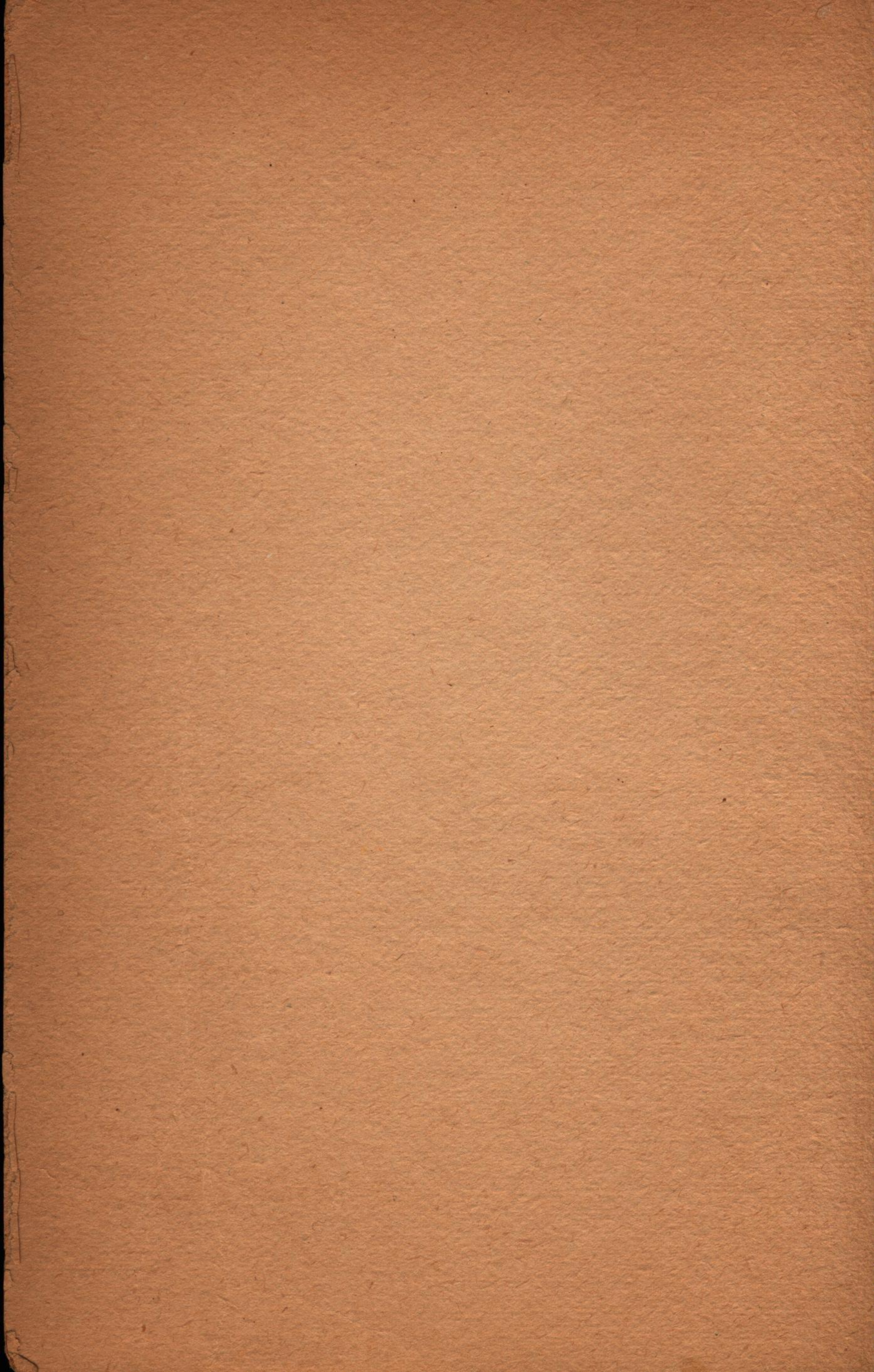




Ein Nazi entdeckt Frankreich

Aus Tagebuchblättern

Eitel Wolf Dobert

Jede Zeit braucht
ihren Mut, die unsrige
braucht den Mut
zum Frieden.

Gotthelf-Verlag Bern und Leipzig 1932

Genf, d. 12.7.32.

Eitel Wolf Dobert.



Ein Nazi entdeckt Frankreich

Aus Tagebuchblättern



Eitel Wolf Dobert

Gotthelf-Verlag Bern und Leipzig 1932

Meine gute Mutter,

. . . . . seid ohne Sorge: Ich trage die Fahne . . . .

Rilke.



Ein schweizerisches Vorwort.

Der Gotthelf-Verlag gestattet mir freundlichst, diesem Buche meines jungen Freundes Eitel Wolf Dobert ein Wort der Empfehlung vorauszuschicken. Ich tue das mit großem Vergnügen, weil ich seit Jahren kein so erquickliches Buch mehr gelesen habe.

Nicht, daß die Gesinnung, die aus dem Buche spricht, eine große Seltenheit wäre. So schlimm steht es um Europa nicht. Es gibt Millionen von Deutschen und Millionen von Franzosen, die ebenso fest von der Notwendigkeit der Völkerversöhnung überzeugt sind wie dieser ehemalige Anhänger Adolf Hitlers. Ihre Friedensgesinnung hat sich entwickelt aus den furchtbaren Lehren des Weltkrieges, aus vernunftgemäßem Denken oder aus christlichem Glauben. Eitel Wolf Dobert aber ist besondere Wege geführt worden, schwere Wege. Er hat sich seine Ueberzeugung Schritt für Schritt erringen müssen, im beständigen Kampf mit einem Gegner im eigenen innersten Herzen. Mit einem starken und achtbaren Gegner! Mancher Leser wird gerade durch die Lektüre des Buches die Gesinnung, von der Dobert sich mühsam befreien mußte, zwar nicht intellektuell billigen, aber doch menschlich hochschätzen lernen. Für seinen Kampf fehlte dem Verfasser jede äußere Ausrüstung. Auch das Primitivste, die Kenntnis der französischen Sprache, mußte er sich erst aneignen, als Stallknecht in der welschen Schweiz! Eine Voraussetzung war freilich von Anfang an vorhanden: ein redlicher Wahrheitswille.

Für uns schweizerische Leser ist an diesem Buche besonders wertvoll, daß wir durch und durch Erlebtes miterleben dürfen. Die junge Seele eines Deutschen, der nach seiner Wandlung ein so feuriger Patriot ist wie

vor ihrem Beginn, erklettert Berge, die wir nie haben erklettern müssen. Wir haben es ja so bequem gehabt. Das Flugzeug unserer neutralen Gesinnung hat uns in angenehmer Fahrt über die schwierigen Gipfel hinweggetragen. Ueber diese Erleichterung der Auseinandersetzung mit den ernstesten politischen Problemen dürfen wir uns ruhig freuen. Aber ein Grund zur Ueberhebung ist sie nicht. Sie bedeutet vielmehr für uns eine ernste sittliche Verpflichtung.

Erfüllen wir diese? — In unserem Lande, in der Borcarderie, im Val de Ruz, wohnt und wirkt Etienne Bach, der ehemalige französische Alpenjäger-Hauptmann, der Doberts guter Ekkehart geworden ist. Er sieht ein unendliches Arbeitsfeld vor sich, aber — die Zahl der Helfer ist klein. Allzu klein ist namentlich die Zahl der schweizerischen Helfer. Es sollten zehnmal oder hundertmal mehr aus den Reihen der Schweizerjugend sich zur Verfügung stellen. Wer Doberts von Leben und Liebe erfülltes Buch gelesen hat, wird diesen Wunsch verstehen und möge ihn erfüllen helfen.

Nationalrat Dr. A. Oeri, Basel.

Im Mai.

Nun wäre auch dieser S. A. Aufmarsch vorüber, auf den ich mich so lange gefreut hatte. —

Ich sitze wieder an einem nüchternen Montagabend in meiner alten Turmstube, und der Wind rüttelt an den Läden, die uralte Wetterfahne kreischt und über mir, im Deckengebälk, raschelt's. Vermutlich ist es der Marder, dessen Dasein ich ja vor dem Förster geheimhalte. Feiner Kalk rieselt von oben, er betrachtet mich scheinbar als seinen Untermieter. Na warte, Bursche, noch bin ich Herr des Turms! — Als ich seine Existenz meinem alten Sturmführer berichtete, pfiff der durch die Zähne. Dort liefe ein kleines Vermögen frei herum, meinte er, — eine vollständige S. A. Ausrüstung! — Man könnte davon zum mindesten den Brüdern K. einige braune Buxen spendieren, die Kerls verderben in ihren Gehrockhosen den ganzen S. A. Aufmarsch! —

So ein Sturm muß ein Guß sein, eine braune Einheit, von einem Willen beseelt! Vornweg die Fahne, aufreizend, wildschön. Dumpfes Rasseln der Trommeln! — Gewiß, Hörner peitschen auf, Musik belebt, — aber das dumpfe Trommeln, dazu der rauschende Tritt von Hunderten von Stiefeln wirkt wie drängendes Schicksal, gewaltig und unabänderlich, — ist Erlebnis! —

Und gestern abend entdeckte ich plötzlich, wie ich vor Glück still vor mich hin lächelte. Ich fühlte mich so geborgen, so getragen; denn der da vor mir, mit den ruhigen Schultern und der schwieligen Rechten, die gleich-

mäßig nach hinten schwang, dachte ja wie i ch! Und der blasse Studicker rechts neben mir, mit dem Sturmriemen ums weiche Kinn, dachte ja wie i ch! Und der Flügelmann ebenfalls, und der Sturmführer auch, der Standartenführer genau so... bis, ja bis hinauf zum obersten Führer e i n Gedanke, e i n Ziel, e i n fester Marschtritt, unabänderlich, schicksalhaft. —

Symbolik: „Ein Gedanke marschiert!"

Hinein in die dunkle Zukunft tragen wir unsere hellen Fahnen, die Fahnen für Freiheit und Wahrheit, für alles, was edel und gut!

Die Fackeln leuchteten und lange Funken verbanden Sturm mit Sturm. Unsere Lieder brachen sich an den alten Mauern und Giebeln, schwarzer Rauch umhüllte unsere Prozession. Ab und zu klopfte einer seine Fackel am Pflaster ab, dann stand er umsprüht wie ein Schmied. — — Jawohl, Schmiede sind wir alle, wir hämmern auf die Gegenwart, daß Flammengarben uns umzischen!

Als ich aus der Reihe trat und die Stürme herauf und herunter sah, bis weithin, bis dort, wo sich die Feuerspur ihrer Fackeln in der dunkeln Nacht verlor, mußte ich vor Lust, vor Ergriffenheit, vor Leid die Zähne zusammenbeißen.

„Deutschland, für dich, für Wahrheit und Klarheit! Für dich, du armes, betrogenes, getretenes und doch so herrliches Land! Für dich und deinen l e t z t e n Bettler!"

Wild schlug mein Herz. — Still erschauernd reihte ich mich ein und unsere rauschenden Füße schritten weiter in dunkle deutsche Nacht, — unsere Lieder stiegen wie Gebete in den Sternenhimmel.

In mir wuchs ein Glaube wie ein Berg.

Großer Gott, soll das so weiter gehen? —

Wochen und Wochen sind es nun her, daß ich eines Tages, in der Hand einen kleinen Koffer, auf der Straße stand und auf das starrte, was ich hinter mir ließ. Eigentlich war es nur ein großer, schmutziggrauer Platz mit einigen kahlen, armseligen Schuppen und Baracken darauf, aber es hatte meine ganze Zukunft eingeschlossen; denn darüber war ein weiter, blauer Himmel gespannt, und ganz oben, dem Auge kaum erkenntlich, zog ein einsamer, großer Vogel seine Kreise. Und wenn er wendete, sich überstürzte, sich wieder fing, strahlten im Morgenglanze silbern seine Flügel.

Ich stand da und sah hinauf und suchte zu begreifen. Da war die Fliegerei, dieser ritterlich kühne Beruf, und hier stand ich, gestern noch Flugschüler, heute ein Nichts, einer mehr im Heere der Namenlosen, — nur ein Arbeitsloser, ein überflüssiger Mensch! Mit Gott und der Welt im Streite, lehnte ich müde an einem Chausseebaume. Drüben zogen sie langsam die Maschinen aus den Hallen, die Motoren begannen ihr ehernes Lied,... da lief ich fort, so schnell mich meine Füße tragen konnten, immer der großen Straße nach, der fernen, grauen Stadt zu. Und dann war der Trotz gekommen. „Du läßt dich doch nicht unterkriegen! Du bist gesund, kannst arbeiten!"

Neben mir schraubten sich die Lerchen in den Morgenhimmel, ein Wanderbursch zog summend vorbei.

„Schließlich bist du ja kein Schaf! Und schließlich war ja die Bewegung da!"

Die Bewegung! —

Und plötzlich spürte ich das Gewicht des alten, braunen Koffers nicht mehr, neben mir schritten unsichtbar hunderte meiner Leidensgefährten im steten Schritt, im gleichen Schritt. Wir trugen gemeinsam unser Schicksal, unsere Not. Sie rieb uns zwar die jungen Schultern wund, aber die Last trug sich so besser! — Die Angst fiel stückweis von mir ab. — Das Motorengeräusch verklang fern hinter mir, dafür wuchs das dumpfe Brausen der großen Stadt, der ich mich, einen Marsch pfeifend, voll Erwartung, voll Hoffnung, fast Gewißheit, näherte.

Ja, das war damals. Das sind nun schon Wochen her! Jetzt sitze ich müde, abgekämpft zu Hause und sehe zu, wie der blaue Rauch der Trösterin Zigarette sich sachte um das Licht zieht. Von den Wänden beobachten mich ernst die alten Familienbilder und die ordengeschmückten Herren sehen mit spöttisch verzogenen Mundwinkeln auf mich herab. Die hatten's mal gut! — Oder war man damals klüger? Vom Nebenzimmer klappert Mutter mit der Schere und häkelt Gedanken und Sorgen in kleine Klapperdecken.

Ich stehe mich nicht gut mit Mutter. Was weiß die alte, feine Dame aus der Hocharistokratie von der Not der Zeit. Gewiß, das Geld ist knapp, wir können nur zweimal essen, aber daß ich keine Stellung finde, hält sie für Dummheit oder Ungeschicklichkeit.

„Ich höre schon an deinem Schritt, ob du etwas gefunden hast," meinte sie einmal. Seitdem achte ich auf meinen Schritt, ich achte auch darauf, wie ich klingle; denn sie horcht auch da, ob das kleine Signal fröhlich oder zögernd klingt. Und jedesmal klingt es zögernd; denn ich finde keine Arbeit, trotz Verbindungen bis Doorn,

trotz Empfehlungen alter Generale und Kadettenkorps-erzieher und was weiß ich alles, ich finde einfach nichts! Nur einmal habe ich stürmisch geklingelt, das war, als mein ehemaliger Erzieher mir einen Platz als Hauslehrer in Rumänien zu finden geglaubt hatte. Zur Bestätigung des Engagements ging ich zweimal ins Adlon, saß wie selbstverständlich im weiten Vestibül und betrachtete die anderen als meinesgleichen. Dann empfing mich eine „sehr gnädige Frau" und sprach von „Sonne nachreisen", „von Aegypten und einer Villa in Biarritz", so daß ich halb trunken vor Freude im Dauerlauf zum Bahnhof rannte. — Aber zum Schluß nahm sie doch einen fünfzig-jährigen Universitätsprofessor. Mit dem konnte ich natürlich nicht konkurrieren.

Sonst schloß sich hinter mir gedämpft manche Polstertür, und ich saß mit saubergezogenem Scheitel, ehrerbietig und bescheiden, mit „sicherem Auftreten" vor denen, die mehr Glück hatten als ich. Sie saßen wie Könige auf ihren Schreibtischthronen, lächelten leutselig und entließen mich mit einer vagen Handbewegung. Statt nein zu sagen, meinten sie: „Wir werden Nachricht geben", oder: „Wir werden sehen." Sie sprachen im Plural Majestatis. Eine feige Zeit! —

Mutter ruft, ich solle zu Bett gehen, Licht sparen. Wie streng sie es ruft! Wieviel Familien mag die Arbeitslosigkeit zerrütten.

Oft bleibe ich auf den Straßen stehen und sehe Arbeitern zu. Ich wundere mich nur immer, daß sie nicht andauernd vor lauter Glück grinsen, Arbeit zu haben.

Wenn ich enttäuscht von einer Absage die Treppen der Büros herabsteige und das Rauschen der Schreib-

maschinen aus den Sälen dringt, dann renne ich, dann laufe ich; denn es ist eine körperliche Qual, nicht arbeiten zu können!

Ach, wenn die anderen Menschen wüßten, wie furchtbar das ist, so würden sie auf Konferenzen eine Lösung finden.

Es muß doch einen Ausweg geben! Wie, ist egal! Wo sind die Schuldigen, her mit den Schuldigen! Ist's Frankreich, sind's die Juden, die Marxisten, die Kapitalisten? Ist's der Vertrag von Versailles? Sind es die Reparationen? Wer? Was?

Himmel oder Hölle, hilf!

— Nun hat Mutter draußen den Lichtschalter ausgedreht.

Ende September.

Arbeit in Aussicht! Alles ist vergoldet! Unfaßbares Glück! Ich möchte es allen Freunden telegraphieren, allen Menschen auf der Straße sagen. In dem einen Brief heute morgen wurde mir ein Platz in der Zentrale in München in Aussicht gestellt, es ist noch sehr vag, im anderen ein Platz als Kuhknecht in der französischen Schweiz. Ehe ich nach München gehe, werde ich fließend französisch lernen. Ein Freund wird mir Sachen zum Landwirtschaftsbetrieb und das Reisegeld borgen. Mit Mutter tanzte ich einen Polka, aber sie war nicht mit dem Herzen dabei. Sie meinte plötzlich, sie hätte sich das alles so anders gedacht. Geborgtes Geld, geborgte Sachen, eine ungewisse Zukunft! — Ich habe da dröhnend gelacht, bange machen gilt nicht, dann habe

ich mich ans Klavier gesetzt und mit Gefühl und Wellenschlag gespielt:

„Klingklang und Singsang,
Es zog ein Bursch' hinaus in die Welt ...“

Ich habe wohl gemerkt, daß Mutter ganz laut mit den Tellern in der Küche klapperte.

Anfang Oktober 1929.

Draußen liegt goldene Oktobersonne auf Berg und Wiesen und das Herdengeläut weht wie ferne Musik herüber. In die Stube guckt das tiefe Schweizerdach und sperrangelweit habe ich mein Fenster geöffnet, das Leuchten erfüllt den ganzen Raum. Dieselbe Sonne, vielleicht derselbe Herbstmorgen wie in der Heimat, nur daß Freud und Leid wechselten, — nur daß die Fremde uns junge Menschen eher satt werden läßt; denn es ist Notzeit in deutschen Landen.

Aber man läßt sich nicht unterkriegen. Man nimmt tapfer die Mistgabel zur Hand, wäscht jeden Morgen angeregt seine vierzig Kuhschwänze, (gleichmütig pfeifend, um den schadenfroh schielenden Knecht zu ärgern), kratzt morgens und abends philosophierend den Schmutz von achtzig Kuhbeinen und ist so dankbar, wenn das liebe Vieh einmal seine Schwanzquaste stille hält.

Zwar erweckt der Schmutz anfangs nächtliche Wahnvorstellungen, und prompt morgens vier Uhr erklärt man sich kopfschüttelnd für verrückt. Aber die zehn Monate müssen ausgehalten werden. In dieser Zeit muß es mir gelungen sein, mich in der französischen Sprache zu vervollständigen!

Zehn Monate, pro Tag rund dreißig Mistkarren, — Sonntags nimmt ja das Vieh auch keine Rücksicht, — das gibt... 9000 Karren, die ich noch herauszuschaffen haben werde. Eine astronomische Ziffer!

Die französische Sprache kommt mir allerdings teuer zu stehen! Wenn mein Französisch-Professor mich hier sähe und den Grund meines Aufenthaltes wüßte, würde er sich tief in seiner Berufsehre beleidigt fühlen. Aber er hat mir meist Worte wie „Unsterblichkeit", „Tugend" beigebracht, man hatte, wenn man die Form „que je la tuasse" nicht wußte, fast ein Lebensjahr verspielt,.. aber als hier im Stall der Patron einen Besen verlangte, brachte ich den Eimer und gebrauchte gleich am Anfang bei Tisch ein grobes Wort, das ich im Stall gelernt hatte. Als ich im Lexikon später nachschaute, standen mir die Haare zu Berge. Aber ich glaube, selbst einem Professor wäre das in diesem Falle zugestoßen, ich möchte überhaupt einmal wissen, ob er wie ich alle Teile der Kuh auf französisch hersagen kann.

Ja, das liebe Vieh und die vermaledeite französische Sprache!

Anfang Oktober.

Ich liebe ja sonst keine Tagebücher, überspannte „höhere Töchter" tun dergleichen; das hier aber soll mir gegenüber ein Rechenschaftsbericht werden, ein innerer Halt. Ich will keine stumpfe Arbeitsmaschine sein, sondern ein denkender Mensch, der sich vom Schmutz nicht unterkriegen läßt.

„Es gibt ärgeren Schmutz im Leben als den," sagte mir der Patron heute, als mir Jauche ins Auge spritzte,

„Schmutz, den man nicht abwaschen kann." — Der Mann hat recht. Was sind Vergangenheit, gute Erziehung und Herkunft, wenn sie nicht in schwerer Zeit die Probe bestehen können.

Mutter schrieb heute: „Nun, Junge, Du hast doch als Flieger den höchsten Beruf gehabt, zum mindesten lokal." Daß sie noch witzeln kann, die gute „alte Dame", nach all den Enttäuschungen mit mir. Ihr Traum war es ja, mich als schmucken Reichswehroffizier allen Bekannten zeigen zu können, und als das ins Wasser fiel, wurden hohe militärische Persönlichkeiten, selbst Doorn, in Bewegung gesetzt, um mir ins Flugzeug zu helfen, und als alles geglückt schien, war es die Freistelle, die „aufflog"!

Und dann klopfte man Monate an Türen, — erbärmlich war das!

Alles ist ja so anders gekommen, als ich es mir vorgestellt hatte. Aber ich halte ein Arbeitsgerät in der Hand, und das ist schon eine Gnade! Kopf hoch und Tritt gefaßt, es soll vorwärts und aufwärts gehen. Ganz von unten werde ich anfangen.

Oktober.

Feierabend. — Ein Gefühl, das mir fast neu ist, durchströmt mich. Man hat den ganzen Tag zur Zufriedenheit seines Vorgesetzten geschafft, und jetzt ist man fertig. — Ich zünde mir eine Zigarette an, sie wird mir zum Fest. — Ich gelobe im stillen, Milch und Butter in Zukunft mit mehr Andacht zu essen; welche Arbeit steckt darin!

Mein Freund v. R. schrieb heute; er ist ja auch S. A. Mann bei Adolf Hitler. Sein Brief ist flüchtig, er besteht nur aus kurzen, begeisterten, flammenden Sätzen, und nur von der Bewegung spricht er. Es sieht aus, als habe hinter ihm einer gestanden, um ihm zu sagen: „Eile, du bist nicht mehr Herr deiner Zeit, sie gehört dem Lande!"

O, wie ich ihn beneide! Das war das einzige Glück während jener qualvollen Monate, die dem kurzen Fliegertraum folgten. S. A. Dienst, Opfergeist, Kameradschaft, umsonst war man doch nicht im Kadettenkorps, in der Stabila, groß geworden. Zum Teufel, das saß im Blute, wie kann man das denn unterdrücken!

All die Leute, die den Krieg abschaffen wollen, sind doch ekelhaft. „Wie sollt ihr sein? Tapfer sollt ihr sein!" ruft Nietzsche. Die Völker würden verfaulen ohne Kampf, — er ist Schöpfer, nicht Zerstörer.

„Krieg und Tapferkeit haben größere Dinge getan als die Nächstenliebe."

Im Geiste sehe ich noch den kleinen H., er sollte das Parteizeichen abnehmen. Johlende Kommunisten bildeten einen Kreis um ihn. Er schüttelte nur still den Kopf. Die Mundwinkel zusammengekniffen, stand er da. Er, der in der „Penne" nicht die Hocke am Reck gewagt hatte, wurde in jenem Augenblick ein ganzer Kerl. Eine Bewegung, die einen solchen Geist ihren Kämpfern einflößen kann, muß recht haben. — Der Starke hat eben immer recht.

Gott, wie ich v. R. beneide, er tut nun so, als sei ich hier geruhsam in der Etappe. Nun, jeder an seinem Posten! Im Französischen fange ich an, ganze Sätze zu verstehen, damit wird das Leben interessanter.

Mitte Oktober.

Die Woche verging pfeilschnell, täglich dieselbe Arbeit verrichten, kürzt die Zeit.

Heute wollte man mir etwas von Greueltaten in Belgien vorschwatzen. Kinder sollen wir getötet, und Hunderte unschuldiger Zivilisten füsiliert haben. — Und die armen Leute glauben das auch! Die Schweiz scheint ein Staubecken all dieser Lügen gewesen zu sein. Sicherlich sind Fälle vorgekommen, aber man hatte ja doch den Franktireurkrieg organisiert, wie man eben alles gegen uns organisiert hatte! Wir sollten verdrängt werden vom Sonnenplatz, — es gibt 20 Millionen „Boches" zuviel!

Nur roher Sakroegoismus kann uns retten.

Von meinem Fenster kann ich die französische Grenze sehen, sie ist nur 1200 Meter entfernt, und läuft am Waldesrand entlang. Im Walde steht unheimlich das Dunkel. — Visier 1200 sagt man doch militärisch!

Stille Wut habe ich im Herzen, wenn ich hinübersehe. Jeden Baum, jeden Strauch hasse ich dort drüben, selbst die blendend weiße Landstraße, die über die Grenze führt.

Im Tal flattert die Schweizerfahne. Die Menschen sind zu beneiden! Wir haben vier Fahnen, vier Weltanschauungen. Armes Vaterland! — Dort drüben schießt man, es sind die Bauernburschen des Tales, und die unsrigen sind auch dabei. Sie üben Blick und Hand. Die brauchten nie die „Interalliierte Kommission" um Erlaubnis zu fragen.

Nun, wir werden das ändern. Wie stand im „Völkischen Beobachter“, den Mutter schickte?

„Der Nationalsozialismus ist die Grundlage des 20. Jahrhunderts und leitet ein neues Jahrtausend ein.“

Bei den Jungen ist der Dienst fast zum Kult geworden und die Bewegung zur Religion. Die Kirchen versagen auch gänzlich, der alte Staat ist gefallen und hat sie mitgerissen. Wir Jungen glauben nicht mehr. Aber man wahrt die Form, aus Anstand, aus Protest gegen links geht man zum Abendmahl. Doch wenn wir allein sind, zucken wir mit den Schultern. K. sagte mir einmal, es war auf dem Brüsseler Rathausturm: „Fürs Vaterland spränge ich hier herab, für den Glauben nicht!“

Wessen Schuld?

Anfang November.

In letzter Zeit habe ich viel gelesen. Unter anderem gab man mir ein Buch, betitelt: „Un soldat chrétien.“ Nach der Arbeit setzte ich mich in einen stillen Winkel und versenkte mich in spannender Erwartung in die Tagebuchblätter dieses jungen französischen Offiziers, der in Marokko vor dem Feind fiel. Ich drang in Staunen und Neugierde feierabends tief in sein Wesen und meine Phantasie formte ihn lebendig, ihn, den Feind!

Siebenmal warf ich sein Tagebuch in die Ecke, es roch so brav, so „gut“. Siebenmal begann ich von neuem, eine andere Stimme übertönte den inneren Schweinehund: „Mensch, Dobert, der da hat doch einen besseren Kampf gekämpft, gesteh's nur!“

Raymond de Perrot muß eine hohe sittliche Auffassung vom Leben gehabt haben, der hat an sich gefeilt und gearbeitet, seine Gedanken und Handlungen Tag und Nacht überwacht. Er hat ohne Zweifel verwirklicht, Soldat und gleichzeitig Christ zu sein. Oft schien er mir mädchenhaft, und er war doch ein Held! Nicht nur vor dem Feind, den er sah, dem Riffkabylen, der in flimmernder Hitze über die durstgepeinigte Wüste gegen ihn anlief, nein, noch viel mehr, er war ein Held im inneren Kampf, im Ringen um Gut und Böse und kannte keine faulen Kompromisse.

Raymond de Perrot, du hast mir etwas gegeben, obgleich du den französischen Rock trugst.

Er liebte sein Frankreich, wie ich mein Deutschland liebe. Er war ein Christ, — könnte das ein Band sein zwischen uns?

Ist es nicht eine Ehre, einen solchen Feind zu haben?

Mitte November.

Ich war sehr erstaunt, daß heute schon der 15. sein soll. Die Zeit gleitet spurlos und still vorüber. Um so freudiger begrüße ich jede Abwechslung. Gestern war nun wieder einmal der Viehjude da. Das ist jedesmal für mich eine Galavorstellung. Ich sitze auf dem „Olymp“ und beobachte die Szenerie, den Kuhstall, vom Heuboden aus durch eine breite Ritze im Fußboden.

Meyer heißt er, mit „ei“, „ai“ oder „ay“, ich weiß es nicht. Es wird gefeilscht, befühlt, geblinzelt, mit Isaak, dem Filius, getuschelt und „Au wai“ geschrien. Die er-

hobenen Hände, die den Kaufakt beschließen sollen, fliegen schon einander zu, und man meint schon ihren Knall zu hören, da verkriecht sich plötzlich Meyers Hand hinter seinen Rücken, und er watschelt mit hängenden Schultern und wackelnden Ohren zur Tür. Doch kurz kehrt er um, und das Spiel beginnt in verkehrter Reihenfolge. Meyer tuschelt mit Isaak, blinzelt, befühlt und feilscht.

Inzwischen wette ich um 5 Sous mit dem Knecht, ob der Kauf zustande kommt. Zehnmal hat Meyer die Türklinke in der Hand, zehnmal meine ich schon den Handschlag zu hören, der mich 5 Sous kostet. Da holt Meyer plötzlich zum letzten Trumpf aus. Er steigt hohnlachend ins Auto. Jung-Isaak kurbelt an, Meyer überbrüllt den ratternden Motor. „Ik wärd mer doch nich ruiniere!" und langsam setzt sich die Jerusalemsschaukel in Bewegung. Der Patron ist die versteinerte Gleichmütigkeit. „Quelle belle vache!" sagte er nur kopfschüttelnd. Dieser kleine Pfeil dringt durch eine Spalte ins Auto. Schon holt Isaak mit elegantem Schwung das Steuer herum, — da hält er an. „Ja, was macht denn der Meyer..." Er hat Mitleid... und... jedesmal verliere ich meine Wette. Meyer ist zufrieden. Der Patron ist zufrieden, der Fleischer sicher auch. Wer macht denn nun den Mißprofit; denn einer muß es doch sein?

Ich halte den Kuhhandel für den Gipfel der Künste; — ich glaube, in Genf macht man's ebenso.

Mitte November.

Ich habe mich sehr geärgert in letzter Zeit. Der Knecht hat zu mir zweimal „sale boche" gesagt, und ich habe

es ihm heimgezahlt. Ich stieg in großer Erregung in mein Zimmer, ich hatte Kraft in mir gespürt, die lange aufgespeichert schien, speziell für diesen Ausdruck.

Ich habe den Beweis, daß selbst die Schweizer uns übelwollen. Vorgestern war eine Frau beim Patron, die behauptete, daß man überall erzähle, ich sei Spion. Das macht mir Spaß. Nein, v. R., ich bin hier nicht in der Etappe! Jetzt werde ich mir Bücher senden lassen, um gegen die Kriegsschuldlüge zu Felde ziehen zu können.

Ein Kamerad, v. H., hat mir sein Buch „Vom Fascismus zu Kleineuropa" geschickt. Das Buch könnte begeistern. Es ruft die deutsche Jugend auf, Europa zu vereinigen, aber mit Ausschluß von Frankreich. Frankreich ist degeneriert, vernegert, und nur noch die aristokratische Oberschicht seiner afrikanischen Kolonien. v. H. zeigt die zukünftige Entwicklung im Vergleich mit den deutschen Einigungsbestrebungen von 1815 bis 1871. Seine große These heißt: „An deutschem Wesen soll die Welt genesen."

Der Verfasser ist erst 22 Jahre alt.

Ich glaube, es ist ein zu früh geschriebenes Buch.

Anfang Dezember.

K. schrieb heute einen Brief. Ich sei ein schlechter Deutscher, weil ich als Adresse angebe: „Chez Monsieur" und „Canton de Neuchâtel"! Er meint entrüstet, das hieße Neuenburg, wäre altes preußisches Gebiet, und die Leute könnten sich bemühen, deutsch zu lesen. Ich vermute, er hat Unrecht, das ist übertrieben! Ich glaube, es wäre lächerlich, sein Deutschtum so betonen zu wollen. K. ist

doch sonst ein kluger Mensch! Ich fragte die Leute hier um ihre Meinung, sie bemerkten, das seien die Deutschen, die unserem Ansehen so schadeten. Sie seien taktlos und lächerlich.

Also die Wirkung ist gerade dem entgegengesetzt, was K. wünscht.

Gleichzeitig gab man mir einen merkwürdigen Artikel, in dem die Verfasserin behauptet, sie sei völlig unparteiisch und wohl in der Lage, über den deutschen Charakter zu sprechen. Sie lobt uns auf mancherlei Gebiet, untersucht schließlich unser Nationalbewußtsein und meint: „Vom Erhabenen bis zum Lächerlichen ist oft nur ein Schritt“:

„Sei stolz, daß du ein Deutscher bist.“

„Deutsch sein, heißt treu sein!“

„Deutschland über alles.“

„Wir Deutsche fürchten Gott, sonst nichts auf der Welt.“

Das ist doch verblüffend! In der Heimat predigt man uns das Gegenteil und behauptet, wir seien verachtet, weil wir nicht genug nationale Würde besäßen!

Mitte Dezember.

Wir diskutierten heute über „Menschheit und Vaterland“. Ich stellte letzteres natürlich höher und war sehr empört, zu hören, man dürfe aus dem Vaterland kein Idol machen. Etwas stände höher, die Menschheit, die Christenheit.

Welche Phrase! Das ist ein richtiger Gummiausdruck „Menschheit“! Madame meinte mit ihrem lieben Lächeln: „Hassen ist so primitiv, lieben ist viel schwerer.“

Wer nicht hassen kann, kann auch nicht lieben. Was wissen diese Leute in ihrem Almenfrieden von Not, Kampf, Haß. Ich hasse die Franzosen!

Sylvester.

Weihnachten ist nun glücklich vorüber. Gott sei Dank! Ich war recht niedergeschlagen. Durch Todesfall blieb der Tannenbaum im Winkel stehen. Die jüngste Tochter starb drei Tage vor Heiligabend, wie eine Heilige. Ich mußte alles durch die Bretterwand mit anhören. Welche Glaubenskraft haben diese Menschen! Bis jetzt habe ich so etwas nur gelesen. Und sie war doch so jung!

Der Protestantismus ist hier viel blühender als bei uns. Der „Verein christlicher junger Männer“, den man bei uns im allgemeinen belächelt, wird hier ernst genommen.

Heiligabend nahm ich einen Tannenzweig, den mir Freunde geschickt hatten und brannte zwei Kerzen an. Dazu rauchte ich eine deutsche Zigarette und dachte an die Heimat. — Ich muß noch mehr für sie tun; denn ich bin hier ihr vorgeschobener Posten.

Es roch im kalten Stübchen nach Tannenduft, und wenn man die Augen schloß, konnte man sich auf all die schönen und traurigen Weihnachten in Deutschland besinnen.

Aus dem Stall klang gedehnt die Ziehharmonika, und auf der Straße klingelten die Schlitten vorüber, die zum Abendmahl fuhren.

v. R. schrieb mir einen begeisterten Brief. Er ist bei der nationalsozialistischen Studentengruppe Unterführer

geworden. — Ich hätte doch nicht rausgehen sollen, ich fühle, ich bin eifersüchtig.

Mitte Januar.

Ich glaube, ich bin auf einem toten Punkt angelangt. Der Aufenthalt hier erscheint mir unerträglich. Jeden Tag dieselbe Arbeit, und abends so spät fertig. Man ißt, arbeitet, schläft, das stumpft ab. Manchmal packt mich die Verzweiflung, dann muß ich mich in acht nehmen, nicht roh gegen die Tiere zu sein. Welch ein Dreck! Wenn ich Kühe striegle, so spüre ich auf der Zunge den feinen Staub, und ich muß zweimal täglich vierzig Tiere tadellos säubern! Wenn ich Mist breite, durchnäßt, endlose Reihen auf endloser Fläche, sehe ich jeden Morgen den Postflieger, und jedesmal beklage ich mein Geschick.

Heute schrieb mir einer, ich sei zu beneiden, in der schönen Schweiz, in der herrlichen Natur schaffen zu können. Den wollte ich mal an meiner Stelle sehen!

Dazu habe ich noch Diskussionen, die mich verwirren. „Ein Christ darf keinen Krieg wünschen!" Ich konnte das Gegenteil schlecht beweisen. Ich kam mit einem Artikel aus dem Blatt des „Deutschen Offiziersbundes", der behauptet, daß der christliche Pazifismus zwar sein Heil von der Bergpredigt erwarte, aber er stände auf einem verlorenen Erdenposten, der nicht einmal christlich genannt zu werden verdiene.

„Das Christentum ist kämpferischer Natur. Das gerade ist seine schöpferische Kraft." Ich fühlte selbst die Dürftigkeit, die sich hinter den schönen Worten verbarg.

Aber steht nicht in der Bibel: „Wohl dem, der sein Leben gibt für seine Brüder."

Diese Lösung des Problems befriedigt mich nicht. Man geht um den Kern der Sache herum. Ich glaube, das zweitausendjährige Christentum hat bis jetzt versagt, oder die Kirchen haben nicht den Mut gehabt, klar zu sein. Ich las einmal, jedes Volk müsse an seinen Gott glauben, sonst gäbe es sich auf. Das hat aber Christus nie gesagt. „Gehet hin in alle Welt..."

Anfang Februar.

In einigen Wochen bin ich ein halbes Jahr hier und bin nur einmal Sonntagnachmittag vom Dienst befreit worden. Wenn die Menschen nicht reine Engel wären, hielte ich es nicht bis August aus. Sie sind taktvoll, höflich und fürsorglich. Hier hat das Christentum einfache Menschen geadelt.

Ihre politischen Ansichten sind schauderhaft. Es sind echte Pazifisten. Nun ja, sie haben ja auch keinen Krieg verloren.

Ich lese mit Interesse die Zeitungen. Man kennt uns absolut nicht. Alles freut sich, wenn ich lese, weil ich von Zeit zu Zeit kleine Wutanfälle bekomme. Die Zeitungen bringen von Hitler nur wenig, und wenn, nur Abfälliges. Mein Onkel, v. P., schrieb: „Wenn uns ein ehemaliger Feind lobt, so wissen wir, daß wir einen Fehler begangen haben." Ist das wirklich so?

Politik ist eigentlich unmoralisch. Oder sind es die Menschen, die sie so machen durch die Methoden, die sie gebrauchen?

Es dürfte zwischen der Moral eines Menschen und der Moral eines Volkes keinen Unterschied geben.

Aber Macht geht ja vor Recht in der Welt. — Wenn aber nun die Kraft einmal fort ist, was bleibt dann?

Mitte Februar.

Ich fand heute einige Gedanken, die mir zu überlegen gaben. Die Schweiz enthält drei vollkommen verschiedene Völker und zwei Religionen. Eine Mehrheit von Deutschen achtet eine Minderheit Franzosen und Italiener, eine Mehrheit Protestanten eine Minderheit Katholiken. Ob so etwas möglich wäre in Europa? Alphonse Daudet meint, die Schweiz sei nicht nur das Land der Ferien, sondern sei auch eine große Schule!

Gestern war ich tanzen. Meine Schöne rief erstaunt aus, als sie ausgekundschaftet hatte, daß ich Deutscher sei: „Quoi, vous êtes Allemand? Mais vous êtes gentil!" („Was, Sie sind Deutscher? Aber Sie sind doch ein netter Mensch!")

Sie sind hier alle so, sie scheinen so aufgewachsen zu sein. Es ist eigentlich furchtbar, wie der Krieg die Seelen der Menschen vergiftet hat.

Wie mag man erst in Frankreich über uns denken, wenn schon diese harmlosen Naturkinder solche Meinungen zeigen.

Sprach heute lange mit einem Uhrenfabrikanten, der Deutschland vor dem Kriege gut kannte. Für ihn ist unsere Kriegsschuld klar erwiesen. Er brachte persönliche Erlebnisse und meinte, Frankreichs friedliche Absicht ginge

schon daraus hervor, daß Viviani die Truppen zehn Kilometer hinter die Grenze zurückgezogen hätte.

Dieser Grund schien mir nicht von Wichtigkeit. „Frankreich hat uns klugerweise nur den Vortritt in der Kriegserklärung gelassen. Das Rückziehen der Truppen war nur eine Geste!“ Er meinte, ich solle mich besser orientieren.

Was ich von der belgischen Neutralitätsverletzung denke? Ich erklärte ihm den deutschen Standpunkt. Er erwiderte, niemals hätte Belgien ein geheimes Abkommen mit Frankreich gehabt. Es sei eine Feigheit, ein Land abzuwürgen und es dann noch zu beschmutzen. Ich erwiderte: „Not kennt kein Gebot.“ Krieg sei Krieg! Andere Nationen hätten dasselbe gemacht; England habe mit den Buren, Amerika mit Kuba nicht anders gehandelt.

„Aber Ihre Nation hat feierlich einen Vertrag unterzeichnet!“ — „Gewiß, aber es galt unsere Existenz, das schrieb selbst ein Rathenau.“

„Orientieren Sie sich,“ meinte er beim Gehen.

Anfang März.

Einige Studenten waren heute hier. Wir diskutierten lange über die deutschen Studentensitten. Ich meinte auf ihre Kritiken hin, jedes Land habe seine Gebräuche, sie sollten sich nicht dauernd an denen der anderen stoßen; wir hätten mit unserer Jugenderziehung gute Erfolge gehabt und die „anständigsten“ Lehrer auf den Gymnasien

wären meist die, die sich in ihrer Jugend geschlagen hätten. Das hätten wir oft festgestellt.

Ueber den deutschen Parademarsch, „Pas de l'oie", zogen sie auch her. — Laßt sie, das sind Werturteile, jeder soll nach seiner Façon selig werden.

Ein Schriftsteller sagte einmal, Duhamel war es, jedes Volk habe für die Lieblingsspeise seines Nachbarn nur Verachtung.

Anfang März.

Man spricht neuerdings dauernd von einem ehemaligen französischen Offizier, einem gewissen Capitaine Bach, der über Frieden spricht. Ich soll ihn anhören.

Gräßlich, diese imperialistische Friedenspolitik nach einem gewonnenen Krieg! Das ist doch nur zu fadenscheinig! Für einen Franzosen ist es nicht schwer, Pazifist zu sein. Der soll nach Paris gehen und dort den Blutsaugern die Meinung sagen.

Anfang März.

Am 16. März will dieser Franzose in Fleurier sprechen, ich bin mit der Tochter des Hauses dort eingeladen.

Schön, ich nehme an. Ich werde mich vorbereiten, um ihm einmal die Wahrheit zu sagen. Er soll vor allem Berührung mit der Jugend suchen. Natürlich, um Frankreichs Raub für alle Zukunft zu sichern! Ich sehe ihn im Geiste schon: Weiße Weste, wohlbeleibt, satt und gottgefällig. — Mein schöner Sonntag!

Mitte März.

Nun habe ich mir noch einmal den gesamten Youngplan eingeprägt, weiß die Kräfteverhältnisse aller Armeen Europas, den Versailler Vertrag usw. usw.

Morgen geht's los! Endlich mal eine Gelegenheit, Aug' in Aug' mit einem Franzosen zu sprechen. Ich werde ihm sagen, daß ich „Nazi" bin. Er wird schöne Augen machen.

17. März.

Ob ich mich jemals so innerlich aufgewühlt erhoben habe wie heute morgen, ich bezweifle es!

Der gestrige Tag hat alle meine Begriffe verwirrt. Ich habe das sichere Gefühl, daß unser Kampf ein gerechter ist, und dennoch muß ich mir gestehen, aus Achtung vor mir selbst, aus dem Munde eines Feindes gestern Dinge gehört zu haben, die zweifellos Wahrheiten enthalten. Ich muß klar sehen! Ich fühle mich deutscher als je; denn deutsch sein bedeutet für mich, stark in Ehre und Wahrheit zu werden. Ich werde nicht zugeben, daß sich mein Blick, der bis dahin klar war, trübt.

Mein ganzes Wollen werde ich dahinter setzen. —

Als ich eintrat, stand der Franzose schon im Zimmer. Er war ein großer, schlanker Mensch mit ruhigem Blick. Er musterte mich, und trotz seines Zivils verriet seine Haltung den alten Soldaten. Als ich ihm vorgestellt wurde, gab er mir liebenswürdig die Hand und fing gleich von Deutschland an, das er ziemlich eingehend zu kennen schien.

Der Moment schien mir günstig, eine erste Karte auszuspielen. Ich erklärte bestimmten Tones, daß ich „Nazi“ sei.

„Ah, das interessiert mich,“ warf er ein. „Ich verfolge das Anwachsen Ihrer Partei in den Zeitungen. Sie scheint immer größere Erfolge davonzutragen und selbst einen Einfluß auf die Universitätsjugend gewonnen zu haben. Ich finde ihren Opfergeist und ihre Vaterlandsliebe sehr fein, nur ist Hitlers schwacher Punkt, sich zu sehr einer Oppositionspolitik hinzugeben, und ihm mangelt ein wirklich genialer, durchführbarer Plan, das Reich wieder auferstehen zu lassen, sobald er an der Regierung ist.“ Er fügte noch hinzu, daß es bedauerlich sei, daß eine vaterländische Partei von derartigem Stolz sich disqualifiziere, indem sie Tatsachen angebe, die im Widerspruch zur Wahrheit ständen.

„Zu welcher Wahrheit?“ warf ich ein. „Zur französischen?“

„Es gibt nur eine Wahrheit!“ sagte er scharf und sah mich gerade an. „Sie kann sich allerdings verschieden darbieten, je nach dem Gesichtswinkel, unter dem man sie mißt; aber die Wahrheit selbst verändert sich nicht.“ Nach einer kleinen Pause, in der ich mir fest vornahm, mich nicht einwickeln zu lassen, fuhr er fort: „Besonders bedaure ich den Parteikampf, der augenblicklich Ihr Volk zersplittert, es scheint nicht mehr Herr seiner Nerven zu sein.“

„Herr seiner Nerven?“ rief ich aus. „Aber was für Nerven erfordert es auch, einer solchen Not widerstehen zu können wie der unsrigen. Ich halte Sie für einen aufrichtigen, loyalen Mann. Setzen Sie sich doch

mal an meinen Platz, und sagen Sie mir dann, ob Sie, wenn Sie Deutscher wären, anders handeln würden als ich! — Denken Sie doch an unsere Jugend, die stempeln geht, wenn sie die Schule verläßt! In den Klassen müßte stehen: ‚Ihr, die ihr ins Leben tretet, lasset alle Hoffnung fahren!‘ — Sie garantieren den polnischen Korridor, erdrosseln damit Ostpreußen. Sie garantieren Oberschlesien, würgen damit Breslau ab. Sie sind das Land, in das sich unsere Milliarden ergießen, auf sechzig Jahre, sechzig Mark in jeder Sekunde. Natürlich, es kann Frankreich nicht schwer fallen, Frieden zu predigen, bedeutet das doch nichts anderes als Verewigung unserer Sklaverei und Ihrer Vormachtstellung!“

Ich habe ihm das alles ins Gesicht geschleudert, in heiliger Ueberzeugung. Er sah mich lange prüfend an und meinte:

„Es freut mich, Sie zu hören. Sie sind ein Mann, den ich suche. Ich brauche Menschen, die sauber sind und ihr Vaterland lieben. Sie und ich, wir haben eins gemein, die Liebe zum angestammten Land, und weil Sie ein echter Deutscher sind, schätze ich Sie.“

„Gehen Sie nach Deutschland, Sie werden von diesen Leuten genug finden!“

„Ich war schon mehrere Male dort, und habe mich sogar in öffentlichen Versammlungen geäußert. Ueberall hat man mich mit Ernst und Spannung angehört; nur einmal in Altenburg bin ich vom „Stahlhelm“ und von den „Nazis“ angegriffen worden; denn bei Ihnen wie bei uns gibt es Leute, die in blinder Begeisterung immer die angreifen, die sei eigentlich unterstützen sollten.“

„Das will ich glauben, daß man solche Chauvinisten in Frankreich findet," bemerkte ich lächelnd.

„So," fragte er, „haben Sie ähnliche Erfahrungen bei uns gemacht? Kennen Sie Frankreich so gut?"

„Ich bin ziemlich orientiert."

„Und was haben Sie in Frankreich gesehen, in welchen Kreisen waren Sie denn?"

„In Frankreich selbst war ich nicht, aber..."

„Dann bitte," unterbrach er mich, „urteilen Sie nicht! Ueberlassen Sie anderen die Verantwortung ihrer falschen Beobachtungen; man muß sich eine eigene Meinung bilden. Gehen Sie einmal hin, und sollten Sie Haß finden, so können Sie öffentlich behaupten, daß ich ein Lügner sei. Sie werden feststellen, daß der Franzose nur Frieden will und bereit ist, alles dafür zu tun. Doch wenn Sie sehen, daß man Sie getäuscht hat, werden Sie andererseits sich vor Ihrem eigenen Gewissen verpflichtet fühlen müssen, genau so in Deutschland den heiligen Kampf der Wahrheit zu führen, wie ich es in meiner Heimat tue. Unsere Länder müssen unbedingt wieder zu normalen wirtschaftlichen Verhältnissen kommen, und das wird nur möglich sein, wenn gegenseitiges Vertrauen da ist. Die Jugend muß sich eben von den Vorurteilen befreien, die nur einer Verantwortungslosigkeit der Presse zuzuschreiben sind. Es gibt viele in Frankreich, die überzeugt sind, daß der Versailler Friedensvertrag manchen Fehler enthält. Aber glauben Sie, daß die heutige politische Stimmung uns erlaubte, ohne Bedenken zu seiner Revision zu schreiten? Das könnte nur geschehen, wenn ein Verständigungsgeist vorhanden ist."

„Und wenn wir nicht zu einer Verständigung kommen?"

„Dann wird es schlimm. Ich weiß ganz genau, an was Sie denken. Dann bleibt nur die Gewalt. Aber bedenken Sie auch, was uns der letzte Krieg lehrte? Sieger und Besiegte sind beide fast verblutet. Haß erzeugt Gegenhaß, und wenn wir nicht genug Einsehen besitzen, einen neuen Weg einzuschlagen, wird uns der alte unweigerlich zum Abgrund führen. Noch ist es Zeit, den Marsch zum Abgrund aufzuhalten. Wir werden unsere Regierungen zwingen müssen, Männer an die Spitze zu nehmen, die klug genug sind, die Wege der Nationen friedlich zu ebnen, ohne Millionen von Leben zu opfern. Und glauben Sie mir, dieser Frieden in Europa kann nur von Patrioten unter Patrioten geschaffen werden. Wir wollen nicht gegen den Krieg kämpfen, wir sind nicht wie manche Pazifisten, wir wollen nicht an die Furcht, an das Negative im Menschen appellieren. Nein, das Edelste rufen wir auf den Plan, die Moral und das Tatchristentum! Aber zuerst müssen wir uns achten lernen, und das können wir nur, wenn wir einander mehr kennen."

Ich fühlte die Augen aller Anwesenden auf mich gerichtet und schwieg. Was hätte ich auch antworten sollen, viel oder gar nichts. Diese Gedankengänge waren mir ja völlig neu.

Hatten wir nicht während zwölf Jahren in Europa Zeit gehabt, uns näher kennenzulernen, und wo war das Resultat geblieben? Wo war der Stresemannsche Silberstreifen? Andererseits, hatte sich die deutsche Jugend wirklich ernstlich bemüht, sich der französischen zu nähern

und sie sich uns? Ist die Mauer aus Haß wirklich unübersteigbar?

Wir müssen einen Weg finden, der aus dem Chaos führt, aber nicht wieder in ein neues hinein.

Das Schicksal der Heimat geht mir doch verdammt nahe. —

Der Nachmittag vereinigte einen Teil der dortigen Jugend, und der Capitaine unterhielt sich mit ihr.

Die jungen Leute wollten durchaus nicht verstehen, warum man gerade ihnen etwas vom Frieden erzählte. Sie lebten doch so friedlich in ihrem Talkessel, und die Kriegsbeile ihrer Nation lagen nun schon lange klaftertief im felsigen Boden. Sie gaben ihrer Meinung auch stotternd Ausdruck, und als ihnen ein zukünftiger Krieg gezeigt wurde, mit all seinen Schrecken, blieben sie mit ängstlichen Augen versteinert sitzen.

Sie ertrugen noch geduldig die Auseinandersetzung, daß man als Christ die Pflicht habe, jede Nation zu achten, und daß man einen Patriotismus haben solle, der sich nicht darauf stützt, daß hierzulande die Berge höher und die Leute höflicher seien. Jede Nation habe ihre Mission zu erfüllen zum Wohl der Gesamtheit.

Auf die Frage, wer sich bereit erkläre, künftig mit ihm zu arbeiten, blieben sie alle freundlich sitzen.

Innerlich amüsierte ich mich über diese Gleichgültigkeit, gönnte ihnen aber gerne jene Belehrung über den echten Patriotismus.

Da nahm der Pfarrherr das Wort und gruselte ihnen ordentlich eins vor von „Pflicht“ und „einmal wird's zu spät sein“. Jedoch die Vision stellte sich nicht ein. Sie schielten nach den Fenstern, zogen die Krawatten

zurecht und zupften die Löckchen unter den Hütchen. Da brach jedoch der Groll heraus aus dem langen Teufel da vor mir.

„Glaubt ihr denn, ich bin hier, um mich zu amüsieren? Was soll der junge Deutsche denken mitten unter uns, der schwer um sein Vaterland leidet. Meint ihr, auf der Insel der Seligen zu wohnen, wenn Europa einst in Flammen steht!“

Ganz ängstlich wurden da die Gesichter.

Mir wurde ordentlich wohl ums Herz, ich hatte nie geglaubt, daß ein Pazifist so energisch werden könnte.

Am Abend sprach der Capitaine vom Ursprung seiner Bewegung, den „Chevaliers de la Paix“, „Kreuzritter“, wie sie sich in Deutschland nennen.

Bach hatte siebzehn Jahre in der französischen Armee Offiziersdienst getan, den ganzen Krieg mitgemacht und war dreimal verwundet worden. Nach dem Waffenstillstand kam er mit seinem Bataillon an den Rhein, durchglüht von Haß. Das war nichts Erstaunliches; denn sein Vater, frankophiler Elsässer, hatte 1871 sein Dorf verlassen, um in Frankreich zu leben. In Trier lernte Capitaine Bach einen kriegsblinden deutschen Offizier kennen, der sein Freund wurde. Später, während der Ruhrbesetzung wurde er mit dem Kommando in Datteln betraut und hatte heftige Zusammenstöße mit dem Bürgermeister, einem glühenden Patrioten. Der hatte ihm kategorisch erklärt, daß er keinen französischen Befehl auszuführen gedenke. Nach Ostern sollte er demnach verhaftet werden.

Am Karfreitag geht Bach in die Kirche. Er lauscht, still in eine Ecke gedrückt, der Predigt. Nach dem Gottesdienst reicht der Pfarrherr das Abendmahl. Langsam lösen sich rechts und links aus den dunkeln Säulengängen die Gestalten und schreiten zum Altar.

Da plötzlich, das Blut stockt allen Anwesenden, treten die beiden größten Feinde, Bach und der Bürgermeister, vor den Tisch. Eine große Frage steht in aller Augen: Werden die beiden aus demselben Kelch trinken?

Der Kelch in des Pfarrers Hand zittert leise, steil ragt das Kreuz vor ihnen.

Da haben beide nur einen Gedanken. Und sollte Feindschaft hier vor dem Allerheiligsten stärker sein als die verbindende Liebe des Evangeliums, dann... ja, dann hinweg mit der Religion, ja, dann ist sie Opium der Völker! —

In der kleinen Kirche starrt jedermann wie gebannt auf zwei kniende Menschen. Die Orgel, die ganz leise intoniert, scheint wie aus weiter Ferne zu kommen. —

Von der Minute an war Bach überzeugt, daß es etwas Höheres gäbe als Patriotismus. Von Stund' an wurde sein Verhältnis zu den deutschen Behörden besser. Die Verhaftung des Bürgermeisters unterblieb. —

In Gelsenkirchen demonstrierte eines Tages eine riesige Menschenmasse vor dem Rathaus, das er mit seiner Kompagnie besetzt hielt, und drohte, das Gebäude zu stürmen. Unter Rufen „Gebt uns Brot!“ schiebt sie sich den Maschinengewehren entgegen. Ein telephonischer Befehl, im Notfall zu schießen, deckt ihn den Vorgesetzten gegenüber. Jedoch er sträubt sich. Auf Kinder und Frauen schießen? Niemals! Er grübelt, irrt durch die

hohen Räume, betet schließlich zu der Kraft, die er in Datteln zu spüren gemeint hatte. Und er spürt sie wieder. Er sieht sich plötzlich auf dem Balkon, ihm gegenüber eine johlende Menge. Da hebt er die Arme:

„Was wollt ihr? Brot wollt ihr? — Ich gebe euch alles, — in vierundzwanzig Stunden habt ihr genug, — nur ... erspart mir, auf euch schießen zu müssen!"

Runter zu den Soldaten. Die Maschinengewehre ins Haus, und die Soldaten, entwaffnet, drängen mit bloßen Fäusten die Menge in die Seitenstraßen ab, wo sie sich still verläuft. —

Nach und nach wird Bach populär. Er sucht die verschiedensten Jugendvereinigungen auf, spricht hier und dort, beruhigt die Gemüter, klärt Mißverständnisse auf und schlägt Fortsetzung der Aussprache durch Briefwechsel vor. Die deutschen und französischen Behörden lassen ihm freie Hand.

Als er nach Versailles abkommandiert wird, verläßt er Deutschland mit der festen Absicht, einen brieflichen Gedankenaustausch zwischen deutschen und französischen Patrioten zustande zu bringen, um wertvolle Menschen beider Völker, die sich haßerfüllt gegenüber stehen, einander näher zu bringen.

Um seine völlige Aufrichtigkeit und gleichzeitig seine Unabhängigkeit zu zeigen, nimmt er seinen Abschied und arbeitet als kleiner Angestellter in einer Petroleumfabrik. In der Freizeit spricht er in Frankreich, Deutschland, in der Tschechoslowakei, in Belgien, Holland, in der Schweiz und in England. Kurzum, sein Einfluß breitet sich langsam aus.

Seine Devise ist: Gott dienen, seinem Vaterlande und der Menschheit.

Und seine Parole: Lieben, helfen, raten, versöhnen und wenn nötig, sich opfern —.

Ich hörte mit Ergriffenheit die Geschichte eines Mannes, den nur Glauben und Ehre geleitet hatten. Alles, um was ich im stillen gerungen hatte, schien hier auf einfachste Weise gelöst.

Ich verglich ihn im Geiste mit meinem Führer Hitler, mit dem er in Ausdrucksweise und Gesten täuschend übereinstimmte, und doch wehrte ich mich mit aller Kraft gegen den fremden Einfluß, der für uns Deutsche ja immer gefährlich ist.

Aber hier waren Ehre, Pflichterfüllung, und das schlug in mir eine Saite an und ließ sie klingen mit der des Feindes. —

Ich stieg innerlich aufgewühlt durch die Regennacht ins Gebirge hinauf.

Zweifel, Achtung, Mißtrauen, Haß, ja, Haß im Herzen.

Ende März.

Ich bin doch froh, daß ich dies alles in meinem Tagebuch vermerkt habe. Zuerst wollte ich es nicht. Ich dachte, wozu das, es ist unnötiger Ballast.

In meinen einsamen Arbeitsstunden habe ich mich zergrübelt und die Folge war ein Brief an meinen Freund v. R., in dem ich ihn bat, mir glatt zu erklären, ob er Hitler lediglich für einen Oppositionsmann halte.

Eins steht jedoch fest. Capitaine Bach ist ein ehrlicher Mensch und handelt nach seiner eigenen Ueberzeugung. Durch seine Tätigkeit erweist er natürlich seinem Lande einen Dienst. Man kann mit ihm darüber nicht diskutieren. Man kann ihm nicht das Gegenteil beweisen, alles baut sich ja bei ihm auf das große Erlebnis auf. Aber er scheint mir alles andere als ein weichlicher Pazifist zu sein!

Heute kam ein Brief von zu Hause. Es scheint immer mehr dem Abgrund zuzugehen. Mutter schrieb, sie könne nur noch zweimal täglich essen.

Kein Wunder, wenn man da die Nerven verliert!

Ende März.

v. R. schickte heute ein Paket Zeitungen, er will öfters in Zukunft „Nahrungsstoff" schicken; denn ich bedürfe eines Rückhaltes. Es sei bedauerlich, daß ich anfinge, an der Bewegung zu zweifeln, aber ich hätte sicherlich schweren Stand gegen die Einflüsse des westlichen Liberalismus.

Wie er gönnerhaft tut! Es ist doch toll, daß man sich belehren lassen muß, der Bewegung treu zu bleiben!

Ich werde nicht mehr über das Thema „Capitaine Bach" diskutieren, dann habe ich mehr innerliche Ruhe.

Ende März.

Ich saß heute abend allein, nach der Arbeit, oben im Gebirgswald. Schnee lag noch vereinzelt hier und

dort, alles war hier so friedlich. Drüben über der französischen Grenze stand der Mond groß und bleich. In mir spielte sich ein großer Kampf ab, und als ich ins Tal hinunter stieg, stand mein Beschluß fest, an den „Capitaine" zu schreiben.

Anfang April.

Wieder hat man zu Hause Nationalsozialisten erschlagen. Liegt es nicht im Interesse ganz Europas, daß sich ein menschlicher Wall gegen den anrückenden Bolschewismus bildet? Auch das geistige Leben Deutschlands ist in Gefahr, und die „Nazis", die kritisieren doch nicht nur, sie gehen doch auch mit gutem Beispiel voran, wie die nationalsozialistischen Versuchsbühnen zeigen. Nur der Ton der Zeitung hat mir nie gefallen, und ich habe Kameraden gegenüber nie mit einer Kritik zurückgehalten. „Du mußt immer an der Bewegung herummäkeln," meinten sie.

„Warum denn nicht, wir können doch kein Herdenbewußtsein hochziehen!"

Der „Capitaine" hat ja nun sicher meinen Brief erhalten. Ich habe ihm auseinandergesetzt, daß ich weder an der Ehrlichkeit und Lauterkeit seiner Gesinnung zweifelte, noch an der Reinheit und verblüffenden Einfachheit seines Evangeliums; jedoch ich glaubte nicht an die praktische Durchführbarkeit. Seine Lehre setze einen Edelmenschentyp voraus, der weder vorhanden sei und noch viel schwerer zu schaffen wäre; zumal in einer Zeit, in der wir alle gemeinsam das Geld anbeteten. Das sei tröstlicherweise noch eine Gemeinsamkeit. Ich zweifle

ebenfalls daran, daß Frankreich uns Großes gönne. Ja, wenn dieser Zweifel beseitigt wäre, dann würde ich gleichfalls für einen gerechten Frieden und für Verständigung kämpfen.

Ostern.

Karfreitag war ich in einem großen Uhrmacherdorf. Ich lernte eine Menge Menschen kennen, und sie erkundigten sich alle voller Anteilnahme nach dem Ergehen der Heimat. Jemand meinte, ein französischer Offizier sei dagewesen und habe von Deutschland gesprochen. Sein Thema sei gewesen: „Im Westen etwas Neues.“ —

Im engeren Kreise sprach ich von den „Nazis“.

„Ja, das hatte der Franzose auch gesagt,“ fiel mir einer nach meinen Ausführungen ins Wort. „Nur meinte er, die Bewegung sei zwar ein Sammelbecken vieler moralischer und gesunder Teile des Volkes, jedoch ihre Führer sähen nicht klar, und das läge daran, daß sie das Ausland nicht kennen.“

„Das letzte können Sie streichen,“ winkte ich lachend ab. „Capitaine Bach scheint mir im übrigen zwar ein loyaler Mensch zu sein, aber er wird natürlich als Franzose nie eine solche Bewegung gutheißen, die er einmal gegen sich gerichtet sieht. Denn das ist doch klar, daß mit der Hitlerbewegung eine Kraft in Deutschland entstanden ist, die endlich einmal im Ausland ernst genommen werden muß. Einer unserer Führer sagte einmal: Wenn ein zukünftiger Minister des dritten Reiches nach Genf fahren wird, und man ihn dort wiederum mit einigen Redensarten abspeisen will, dann wird er kurz bemerken: ‚Meine Herren,

ich muß etwas Positives nach Hause bringen; denn hinter mir stehen Millionen S. A. Leute, die darauf warten.' Dann wird man aufhorchen im Völkerbundspalast und wird sich sagen: Ist das geduldige Schaf Deutschland auch endlich klug geworden? Und wie die heutige Mächtekonstellation ist, — man läuft sich nach jedem Balkanstaat schon die Hacken ab, um ihn als Bundesgenossen zu gewinnen, — so werden wir für andere ebenfalls bündnisfähig sein, und wir werden unseren Widersachern eine starke Gruppe entgegenstellen können, die ein Veto einlegt."

Auf meine Ausführungen hin meinte einer, das läge nicht im Genfer Rahmen, und gerade der Völkerbund wolle das verhindern. Er wolle die alte Bündnispolitik abschaffen; denn es sei gefährlich, zu Mitteln zu greifen, die schon 1914 zu einer Katastrophe geführt hätten. Ich warf ein, daß wir in Deutschland den Völkerbund als eine verkappte Aufsichtsbehörde unter englisch-französischer Flagge empfänden und kein Vertrauen besäßen.

„Und das ist euer Fehler!" rief man im Chorus.

„Nun, was hat er denn bis jetzt geleistet? Starrt Frankreich nicht in Waffen, rast bei uns nicht der Hunger durch die Städte? Von schönen Worten wird kein Mensch satt. Jeder Staatsmann geht nur hin und verteidigt seine Interessen, und wenn er „Unmöglich" sagt, denkt er oft nur an irgendeinen winzigen Teil der Wirtschaft *seines* Landes, der leiden könnte. Jener denkt an seinen Wein, dieser an seine Stiefel und der dritte an seine Bettvorleger, und so kommt gar nichts heraus. Ein Völkerbund müßte vom guten Willen der Allgemeinheit getragen sein, und das ist er nicht!"

„Ja, weil weder Sie, noch ein anderer anfangen will!“ brummte mein Gegenüber.

Mitte April.

Heute erhielt ich einen Brief von Capitaine Bach. „An Frankreich glauben, an einen Franzosen glauben,... ich verstehe, daß es für einen Deutschen eine Unmöglichkeit ist. Glauben, daß mein Land Deutschland „Großes gönnen“ könnte,... nein, ich begreife, daß Ihnen dazu die Ueberzeugung fehlt.

Das Gegenteil: Vertrauen Frankreichs in Deutschland ist ebenfalls unmöglich!

In Frankreich höre ich über Deutschland die irrsinnigsten Behauptungen. In Deutschland ist dasselbe der Fall Frankreich gegenüber.

Ich habe in meinem Bureau französische, belgische, deutsche Schulbücher, die einen so schlecht wie die anderen, alle gefährlich für die Erziehung der Kinder. Das hindert die Zeitungen aber nicht, lange Artikel über die „französische Hetzarbeit“ zu schreiben, die belgisch-französischen Blätter beantworten dies ihrerseits mit empörten Abhandlungen: „Wie man in Deutschland die Jugend vergiftet!“

Wir sind alle durch Gewohnheit schlecht und wir fahren fort, den Strohhalm im Auge unseres Nachbarn zu entdecken, ohne an den Balken in unserem Auge zu denken, den der Nachbar aber gleich bemerkt.

In Deutschland wächst eine herrliche Jugend heran, und ich zähle Sie darunter! Sie könnte nicht nur Deutschland retten, sondern ebenfalls den Frieden in ganz Europa.

Diese Generation wäre bereit, alles daranzusetzen, um Europa, die Welt, von einem ungeheuren Alpdruck zu befreien, auf daß endlich der ersehnte, gerechte Frieden einkehre. Was tut Frankreich, um die Aufgabe zu erleichtern? Nichts! Im Gegenteil, — es verbittert diejenigen, die daran arbeiten und ruft: „Das sind ja Ausnahmen, laßt uns ihnen mißtrauen!"

Es wächst in Frankreich eine herrliche Jugend heran. Sie könnte nicht nur Frankreich wachrütteln, sondern ebenfalls den Frieden in der Welt garantieren. Auch sie ist bereit, sich für die gerechte Sache zu opfern. Was tut Deutschland, um ihre Aufgabe zu erleichtern? Nichts! Im Gegenteil, es behandelt die wenigen, die aufklären wollen, als „Spione" und „gefährliche Träumer".

Die Jugend aber will klar sehen! Was geschieht jedoch? In beiden Ländern gibt man ihr die notwendige Dokumentation (wahr oder unwahr), um ihr den nötigen Haß beizubringen. Man sagt ihr nicht, was bei den anderen drüben schön, ermutigend ist. Das wäre ja eine gefährliche Wahrheit für die nationalen „Belange", und man zieht vor, das Land zu „retten" statt die Wahrheit.

Und die Jugend beider Länder setzt nun ihre ganze Glaubenskraft, ihren himmelstürmenden Willen in den Dienst einer Sache, die sie für gerecht hält und die im Grunde doch nicht sauber ist!

Diesem Skandal muß ein Ende gemacht werden! Wenn die Jungen aus Frankreich und Deutschland sich begegnen werden, wenn sie sich ausgesprochen haben werden, so wird man sie heimkehren und sich bitter beklagen sehen.

„Warum habt ihr uns betrogen, wir wollten leben und schöpfen, — wir wollten Leben und Licht, — ihr aber schickt uns, in der einen Hand das erhobene Kreuz, in der anderen falsche Beweise, in den furchtbaren Krieg, um zu zerstören.

Die Völker werden nur dann gerettet sein, wenn in jedem Land das Spiel der Politik mit offenen Karten getrieben wird!

Die Kirchen werden nur dann erst sich füllen, wenn in ihnen der Christ gepredigt wird, und... nichts weiter als der auferstandene Christ!"

Am Schluß des Briefes erklärt er sich bereit, mir einen Platz in Südwestfrankreich zu suchen. Ein Mensch müsse erst sehen, dann urteilen.

Soll ich dieses Angebot annehmen? Hier wäre endlich einmal Gelegenheit, dieses Land, das uns so schädigt, eingehend kennenzulernen. Die Sache will überlegt sein.

Mitte April.

Heute las ich noch einmal den Brief. Ob es wahr ist, daß es eine Jugend in Frankreich gibt, die bereit ist, uns zu verstehen? Kann es möglich sein, daß man uns junge Menschen in beiden Ländern täuscht? — Das wäre furchtbar!

Die beiden Völker kennen sich nicht, das halte ich für möglich. Jedenfalls lese ich in französischen Zeitungen, Büchern und Schriften Dinge über uns, die ich im Leben nicht in Deutschland gesehen habe. Ansichten und Sitten

sind wiedergegeben, die schon zu Großmutters Zeiten alt waren.

Ich weiß eigentlich von Frankreich auch nur Schablonenhaftes!

Mitte Mai.

Ich werde doch nach Frankreich gehen, es wäre ja eine Feigheit, sich der Wahrheit verschließen zu wollen. Aber ich will die Augen aufsperren! Bach soll ja nicht glauben, die Partie gewonnen zu haben! —

Ich habe zwei Kameraden einen Platz auf einem Nachbargut besorgt. Wir diskutieren jetzt oft zusammen. Die beiden meinen, ich hätte mich in manchem geändert und urteile jetzt in manchem anders. Das hat mich ziemlich geärgert. Sollte ich, ohne es zu wollen, wirklich „liberal" angehaucht sein? In einem Gespräch hatte ich nebenbei die Bemerkung gemacht, daß unsere Regierung, von hier gesehen, sehr energisch sei. Weiter nichts.

Mitte Juni.

Nun ist sachte der Sommer übers Tal gekommen. Hahnenfuß und Kuckucksblumen streiten sich, ob die Wiesen rot oder gelb aussehen sollen. Die Kühe sind längst draußen und Glockenklang schwebt über der Herde.

Besonders schön ist es Sonntags. Frühmorgens binden wir den Tieren Glocken um, vom tiefen Baßgeläut bis zur hellen Klingel für die Kälber. Wir binden alle sechzig Tiere los und öffnen dann erst die Stalltüre, und heraus strömt der Glockenschwall in den sonnen-

weiten Raum. Das ist dann unser Glockensalut an den Sonntag.

Beim „Stall richten“ halten wir von Zeit zu Zeit auf dem Misthaufen mit den Karren an und streiten uns, ob unsere Glocken schöner sind als die des Nachbars, die gedämpft herüberklingen. Vor allem eine ganz dunkle erregt unseren Neid; wir müssen unseren Patron bewegen, eine solche zu kaufen.

Dann läßt einer die vier Gäule heraus und Arlette, das Kavalleriepferd, läßt alle vorübergehenden Bauernburschen vor Neid erblassen; denn Arlette ist kokett, graziös wie sein Name. —

Nach der Arbeit lege ich mich mit einem Buche auf den Berg, zwischen die Narzissen, die weiß zwischen schwarzen Tannen stehen. Es ist so still hier oben. Wiesen und Wald verlieren sich in der Ferne, keine Menschenseele weit und breit.

... Und wenn man denkt, daß es eine Welt gibt, die sich in Haß überschlägt! Und doch, wer könnte behaupten, daß hier oben Friede sei? Könnte man das Toben und Schreien des Existenzkampfes von Bäumen, Sträuchern, Gräsern hören, so ginge aller Vogelgesang darin unter.

Kampf ist allüberall. Nur der Starke hat ein Recht, sich fortzupflanzen, damit das Starke auch erhalten bleibt.

Ende Juni.

Die Heuernte rückt heran. Durch viel Regen ist das Gras lang in den Halm geschossen, das gibt magere Kühe und keine fette Milch.

Ich arbeite viel droben im Wald bei herrlicher Aussicht. Viele Gewitter gehen drüben in Frankreich nieder. Der Himmel ist oft unheimlich gelb.

Ich bin nicht traurig darüber; denn beim Betrachten empfinde ich dieses Land dort fast als etwas Persönliches, wie die verkörperte Anmaßung liegt es da. Seine sanften Bergrücken muten mich an wie eine Katze, die auf der Lauer liegt. Ah, „cette douce France!" —

Ich glaube, ich kriege bald graue Haare. Wenn das Vieh in die Ställe gelassen wird, bin ich immer ratlos und in verzweifelter Verlegenheit. Jede Kuh hat ihren Platz, aber nun halte man mal vierzig Kühe auseinander, zu denen noch zwanzig kommen, die wir in „Pension" haben, und alle wechseln gewöhnlich wöchentlich einmal Stall und Platz!

Die Türen tun sich auf, und herein quillt eine hellgelbe Masse mit erhobenen Schwänzen, gepeinigt von dicken Bremsfliegen. Einige kennen ihre Plätze. Der Rest irrt, stößt, schiebt sich aufgeregt in den Stallgängen umher und ich — mit. Der Patron schwimmt mit fuchtelnden Armen in dem Gewühl und gibt donnernd seiner Empörung Ausdruck, daß ich immer noch sein Vieh nicht kenne. Kuh ist Kuh bei mir! Französisch, deutsch schreie ich so ein Biest an, das mich mit gesenkten Hörnern feindselig betrachtet und seine breite Stirn zeigt, die Homer „majestätisch" genannt hat. Zweimal entgehe ich dem Schicksal, aufgespießt zu werden, da tritt mir das größte Prachtexemplar liebevoll auf den Fuß. Meine Peitsche ist zu lang und nutzlos.

Ganz allmählich entwirrt sich der Knäuel. Mein Gehirn arbeitet und kombiniert fieberhaft. Ich erkenne

Tiere an den Schwänzen, die ich morgens tapfer mit abgewandtem Gesicht gewaschen habe, und ... bald stehen alle schnaufend an ihren Plätzen, die einen im Stroh, der Patron auf dem Stallgang, und ich, schuldbewußt, in möglichster Entfernung von ihm.

Wenn sie eingereiht sind, kenn' ich sie alle wieder.

Kuh links am Eingang: rechtes Auge, Fleck oben Mitte. Das wiederholt sich täglich zweimal. Sonnabends kenne ich sie alle. Montags stellt sie der Patron um. Er findet sich aber sofort zurecht; denn er hat einen „Kuhverstand".

Mein Schwedenfreund auf dem Nachbargut erspart sich solche naturwissenschaftlichen Studien. Er hat den Kühen kurzerhand große blaue Zahlen auf den Hintern gemalt. Wie ein Feldherr steht er da, und überlegen rangiert er seine Biester und sieht ihnen bloß auf die Rückenverlängerung. Er will sich seine Erfindung patentieren lassen. Ich bin schlaflos vor Neid.

Ich will aber auch etwas patentieren lassen und habe es schon am Mistwagen ausprobiert.

Es handelt sich um Autoscheinwerfer, die sich mit den Rädern in die Kurve drehen. Meine Freunde behaupten aber, das gäbe es schon.

Anfang Juli.

Morgen beginnt die Heuernte. Tagebuch führen ausgeschlossen! Eine Karte aus Frankreich kam heute an, ich habe dort eine Stelle in Aussicht.

Uff! — vierzehn Tage bereits im Heu! Gott sei Dank, heute regnet es. Als ich vor drei Tagen schwitzend auf dampfendem Heu unter dem Dache stand, kam ein langer Brief aus Südfrankreich. Auf allein zwei Seiten beschreibt der Mann, was es bei ihm alles zu arbeiten gäbe, und ich könnte mir gar keinen Begriff machen, wie der Hagel alles niedergelegt habe. Ich las all die lieblichen Andeutungen, umgeben von Bergen von Heu, die mir zugeworfen waren und der Weitergabe harrten, steckte den Brief zerknüllt in die Tasche und stach grimmig mit der Gabel in diese gräßliche Masse, die man Heu nennt. Welche Schinderei! Wenn ich die Augen schließe, sehe ich nichts als Heu, Heu... Nachts bin ich aufgewacht und habe entdeckt, daß ich meine Decke von rechts nach links warf. Das sollte wohl „Heuwenden" bedeuten.

Jetzt kündet nun der Brief Fortsetzung dieser Tragikomödie an.

Sieben Heuwagen weiter entdeckte ich plötzlich in der oberen Ecke des Briefes: „Unsere Kinder lieben Musik, vielleicht können Sie ein Instrument mitbringen."

Heute Sonntag sitze ich nun vor meinem „Rechenschaftsbericht" und komme nicht zu einem Entschluß. Die Arbeit scheint ja ruppig zu sein dort unten. Aber diese kleine Stelle von der „Musik" läßt mich nicht los. Ein kleiner Sonnenschein, ein Lichtfleck, der alles vergoldet. Man hat eben bei all der Arbeit nicht das Menschliche, nicht ein wenig Freude vergessen, und das tut wohl.

Außerdem kündet der Brief vergnügt an, in der Nacht sei Zuwachs angekommen:

Ein Kalb, ... also kann der Kuhstall nicht groß sein, also wenig Mist, also wenig Schwanzwaschungen. Abgemacht, ich gehe nach Frankreich!

Ende Juli.

Trotz „Heunot" haben wir noch Zeit, die wichtigsten Tagesneuigkeiten zu studieren. Wahlen stehen wohl bald vor der Tür, man behandelt all die alten Fragen, Völkerbund, Kolonien, — schon morgens teilen wir Europa.

Nun, jedenfalls denken die Leute hier anders von Deutschland, wenn ich gehe.

Morgen bin ich fertig hier, es ist kaum zu glauben! Aber man war hier nett zu mir, und ich habe selten so starke Christen gesehen. Es werden Freunde fürs Leben bleiben.

Bevor ich die Schweiz verlasse, soll ich noch einmal bei dem französischen Capitaine vorsprechen. Anscheinend will er mir jetzt schon aufzwingen, was ich in Frankreich zu sehen habe.

„Immer sachte mit die jungen Pferde!"

Anfang August.

Gestern früh hatte ich meinen Platz verlassen, und radelte als freier Mann in den jungen Morgen hinein, der Omnibushaltestelle zu. Ein gewisses Siegesgefühl in der Brust, zweihundertfünfzig Franken in der Hosentasche und eine spannende, ungewisse Zukunft vor mir. Nur

daß ich noch jene Einladung befolgen mußte, störte mich ein wenig, jedoch ich bereue es nicht; denn jene zwei Tage, die ich in diesem idyllischen Tal verbrachte, waren sehr lehrreich. Ich traf in der „Borcarderie“, wo Capitaine Bach zu Hause ist, einige Deutsche, die entschieden interessant waren und vor allem gute Patrioten, was mich einigermaßen beruhigte. Unter anderem war eine junge Dame da, die Besitzerin jener Villa, in der in Gelsenkirchen das französische Offizierskasino gewesen war, in dem Bach verkehrte. Das setzte mich wirklich in Erstaunen. Ich nahm die günstige Gelegenheit wahr und erkundigte mich eingehend über den „Capitaine“. Das Resultat war günstig.

Am Nachmittag saßen wir mit noch einem französischen Reserveoffizier zusammen im Park, und beide betonten noch einmal, daß Frankreich absolut keinen Haß für uns habe, sondern nur Furcht und Mißtrauen. Ich hörte mir alles ruhig an. Nun, ich werde ja sehen! —

Heute morgen nahm mich Bach ins Herrenzimmer und gab mir kuriose Ratschläge für meinen Aufenthalt in Frankreich. Wie ich mich den Gendarmen gegenüber verhalten solle, daß ich beim Diskutieren erst die Gründe der anderen anzuhören hätte, um dann erst zu sprechen, im Gegensatz zu anderen, die nach Frankreich kämen, um gleich flammend zu protestieren. Jedenfalls sagte er mir Dinge, die mir nützlich sein können, und meine Befürchtungen von eventueller Beeinflussung erwiesen sich als grundlos.

Die Schweizer hatten mir ja ebenfalls Ratschläge gegeben: Ich solle nie meine Reitstiefel anziehen, niemals

ein Wort von Politik sprechen, überhaupt, wenn möglich, nie zeigen, daß ich ein Deutscher sei!

Eine Pariserin richtete nette Worte an mich in einem entzückenden, sprudelnden Französisch. Kurzum, alle drei Franzosen, sowie Madame Bach, eine Belgierin — eine Schwester, die unter Miß Cavell gearbeitet hat — waren „des chics types".

Nur als ein Bauer seine Kühe an der Terrasse vorbei trieb, fiel ich unangenehm auf. „Gott, da ist ja Marie-José!" platzte ich plötzlich los. Allgemeines Hinsehen. Madame Bach rührte heftig in der Teetasse: „Nun, Sie haben ja scheint's viel Respekt für unsere belgischen Prinzessinnen, Monsieur." — „Ah pardon, Madame, vous savez, meine Lieblingskuh bei dem Bauern, bei dem ich Knecht war, hieß so, mir fiel nur die frappante Aehnlichkeit auf, und daher..."

Hoffentlich gibt das keine diplomatischen Verwicklungen!

Jetzt sitze ich im Zuge und es geht der Grenze zu. Im Abteil sitzt ein freundlicher Schweizer, der sich gemächlich Kragen und Krawatte abbindet, Pantoffeln anzieht und auch noch die „Gazette de Lausanne" aus der Tasche zieht. Der alte Witz fällt mir ein: Frankreich hätte schon eher Frieden gemacht, aber die „Gazette de Lausanne" hat es nicht erlaubt.

Ich schaue aus dem Fenster und grüße dankbaren Herzens die Schweiz.

Zwar habe ich viel Steuern bezahlen müssen, sie haben mich arg gezwickt und gezwackt, selbst Geldstrafen hat es einmal gesetzt, als ich den Schweizer Mond als Radfahrbeleuchtung beanspruchte, — jedoch ich habe sie

gern, die Schweiz, und als der „Zoll“ kommt, bin ich ihm nicht böse, daß er mir meinen so ordentlich gepackten Koffer zerwühlt.

Südwestfrankreich, Anfang August.

So, nun bin ich in der Höhle des Löwen. Vier kahle, weiße Wände umgeben einen Tisch, Stuhl und Bett, in das ich mich auch quer hineinlegen könnte, so groß ist es. Alles scheint hier üppiger, größer zu sein. Ich beobachte mit Entsetzen eine kinderfaustgroße Spinne, die unter dem Bett verschwindet.

Mein Blick geht den Weg zurück, den ich gekommen bin, er führt durch ein Meer von Grün, Pappelgruppen, Weinfelder und Wiesen. Da ist die Wegkreuzung, an der ich unter einer „Palme“ einen „Eingeborenen“ nach dem Weg fragte.

„Welcher Nation gehören Sie denn eigentlich an,“ meinte er und musterte mich von oben bis unten.

„Schweden,“ bemerkte ich im Gehen. Ich wollte dem guten Mann die Sonntagslaune nicht verderben.

In diesem großen, weißen Kasten angekommen, wurde ich sehr freundlich empfangen und mit trockenem Brot und Schokoladenstückchen bewirtet. Eine uralte „Oma“ kroch mit mir durch alle Räume und deutete mit ihrem langen, dürren Zeigefinger auf hundert mögliche und unmögliche Dinge, die ich in Ordnung zu bringen hätte. Während wir gemeinsam den Dachbalken hinaufschauten, und ich mich im Geiste schon mit Besen und Staubtuch dort oben herumturnen sah, — entschlüpfte ich ihr im letzten Augenblick, um in der sogenannten guten Stube zu landen, wo man mir ein Glas Wein anbot. — Augen=

blicklich bestaunt die Familie mit dem Besuch den Feigenbaum. Drüben auf der Straße rasseln die Autos über die Löcher, — ein Dorfköter bellt und überschlägt sich, scheinbar toll vor Wut, — die große schwarze Spinne läuft mit viel Geräusch vom Bett unter den Schrank ohne Rückwand, den ich noch zu erwähnen vergessen hatte. — „Douce France!“

Anfang August.

Um zehn Uhr habe ich mich sachte erhoben, die anderen waren „schon“ um 7 Uhr 30 aufgestanden. Beim Frühstück bemühte ich mich krampfhaft, eine Oelsardine auf einem Riesenstück Brot zu verteilen und den tintenbitteren Rotwein ohne sichtbare Grimassen hinunterzuschlucken. Während zwei Stunden habe ich die Hacke im Weinfeld geschwungen und mich dann höllisch über meine Mittagssuppe gewundert: warmes Wasser mit einsam treibenden Kohlblättern darin. Nachdem wir dann Kaninchenbratenknochen ausgiebig benagt hatten, zogen wir uns zu einer dreistündigen Siesta zurück. Mit großem Interesse las ich die Zeitungen, die man hier hält und regelte darauf mit den Söhnen die Tabakspflanzen.

Es ist hier nicht schlimm mit der Arbeit, das sieht man schon. „Oma“ hat mir mit rollendem Auge zugeflüstert, es gäbe im ganzen Anwesen keinen Besen. Sie spielt hier den Gendarm und fällt allen auf die Nerven.

Den Mist wirft man in Ermanglung eines Karrens zum Fenster raus.

Fröhlich die Marseillaise pfeifend, hole ich mir aus der Küche einen Stuhl, rette den Milcheimer, bevor

„Oma" ihre Leibwäsche darin versenkt, und melke. Der französischen Kuh muß man aber den Schwanz anbinden, sie hat mehr Temperament als ihre Kusine in der Schweiz.

Zu meiner großen Ueberraschung hatte ich diese Nacht „Fremdenverkehr" in meinem Bett...

Mitte August.

Hier in der Familie gibt es keinen Haß gegen uns. Monsieur ist Lehrer, und sie sogar Leiterin einer Mädchenschule. Das ist natürlich eine glänzende Gelegenheit für mich, die Schulbücher durchzustöbern. Uebrigens ist der Chef Radikalsozialist. Vorher soll er Sozialist gewesen sein. Nach Ankauf des Gutes entdeckte er, daß die Sozialisten Aufteilung des Grundbesitzes wollten. Da wurde er Radikaler. Die Radikalsozialisten sind übrigens große Anhänger der Verständigungspolitik.

Der Patron und seine Familie sind auch viel deutschfreundlicher als manche Schweizer.

„Was wollen Sie denn, jede gesunde Nation hat einmal im Laufe ihrer Geschichte ein Stadium durchzumachen, wo sie ihre Nachbarvölker auffressen will. Nicht Frankreich wurde 1815 besiegt, nein, sein Imperialismus. Nicht Deutschland wurde 1918 niedergerungen, nein, gegen seinen Imperialismus schlossen sich die Völker zusammen."

Aber hat man uns nicht immer gesagt, der Weltkrieg sei ein Existenzkampf, zeigt sich das nicht jetzt mit furchtbarer Deutlichkeit!

Ich bin für vier Tage zu einem Jugendtreffen eingeladen, das dreißig Kilometer von hier stattfindet. Ich

werde hingehen, um zu lernen. Aber bei dem geringsten Vorfall hau' ich ab!

Mitte August.

Ich schreibe im Zelt, von draußen klingt das Lachen von vierzig jungen Menschen herein. Es könnte auch bei uns in Deutschland sein, nur die Sprache ist verschieden und die Weltanschauung. Ist sie es wirklich?

Nur schwer habe ich mich von den anderen absondern können, aber mein Staunen war zu groß und forderte ein Alleinsein.

Wo ist denn hier Haß, Mißtrauen?

Ich nehme fast einen bevorzugten Platz ein, und wenn ich von der Not der deutschen Jugend erzähle, bildet sich ein stiller Kreis um mich, der teilnahmsvoll zuhört.

Mitte August.

Heute hatte ich Gelegenheit, zu diskutieren. Ich richtete an einen die Frage, welcher Partei er angehöre, worauf alle anfingen zu lachen. Ihnen sei ganz egal, bemerkten sie, wer sie regiere.

Ich zeigte ihnen, wie wir schon früh ins Parteileben gezerrt würden, daß bei uns schon Fünfzehnjährige den Youngplan auslegen könnten, und meine Ausführungen erregten das helle Entsetzen aller Anwesenden. Ich wies auf die Folgen des Versailler Vertrages hin und meinte schließlich bitter, daß sie ihre Sorglosigkeit nur dem zu verdanken hätten, daß wir bis zum Weißbluten zahlen müßten.

„Fast das ganze Geld fließt nach Amerika. Im Lande bleibt nur das Geld für die Pensionen, und das, das zum Wiederaufbau des ehemals zerstörten Gebietes dient," erklärte einer. — „Macht euch doch nicht lächerlich," warf ein anderer ein, „was wißt ihr von all diesen verzwickten Fragen! Jeder schwatzt seiner Zeitung nach und wiederholt, was er gehört hat. Ich habe mit viel Interesse den Ausführungen unseres deutschen Freundes gelauscht und habe viel dabei gelernt. Lassen wir doch alle technischen Fragen beiseite, wer könnte sie denn lösen! Aber eine Sache wollen wir klarstellen, daß wir alle mit viel Sympathie an die deutsche Jugend denken und versuchen, sie zu verstehen."

Alles rief durcheinander und erzählte von Begegnungen mit Deutschen. Das wäre ein netter Kerl gewesen und jener schriebe noch, — einige hatten eine Reise nach Deutschland unternommen und entrüsteten sich, daß man soviel Falsches über uns behauptete.

„Ich habe gar kein Sauerkraut gegessen, — und der Deutsche ist gar nicht schwer und tolpatschig, sondern auch lustig und vergnügt. Ich habe immer beobachten können, daß man in der Straßenbahn vor ältern Leuten aufsteht. Wir haben also in Frankreich nicht die Höflichkeit allein gepachtet." Einer meinte: „Wir sehen Deutschland nur mit Vorurteilen, die serienweise, fabrikmäßig hergestellt sind und noch aus den Tagen der großen Revolution stammen."

„Wir müssen in beiden Ländern die Jugend mobilisieren, die Jugend aufklären! Wir müssen uns öfters begegnen und uns unsere Schwierigkeiten klarmachen!"

„Ja, dann gäbe es keinen Krieg mehr," fällt der Chorus ein, „und keinen Haß!" —

Unwillkürlich muß ich an den Brief jenes französischen Offiziers denken:

„Die Jugend beider Länder aber will klar sehen: Jedes Mal, wenn sie sich begegnen und aussprechen, wenden sie sich schmerzlich ihrem Vaterlande zu: ‚Warum habt ihr uns getäuscht.'"...

Mitte August.

Bin wieder zu Hause bei Tabak, Pflaumen und Kühen. — —

Wie ist diese Jugend hier zu Lande so ganz anders, so sorglos!

O, ehrlich suchende deutsche Jugend, Wandervögel, die ihr mit der Guitarre in der Hand singend Europa durchstreift, ihr die ihr freudig Euer Blut hingebt für — Kommunismus, — Fascismus, — die ihr auf Republik oder Monarchie schwört und Euch in weise Bücher und dicke Parteiprogramme vergrabt, — Ihr, die Ihr die Last der Not, die Sorge um die Zukunft auf Euren schwachen Schultern tragt, — wie seid Ihr zu bedauern, daß Ihr nicht Zeit habt, auszureifen!

Mitte August.

Mit den Söhnen des Besitzers führe ich während der Arbeit oft sehr interessante Gespräche. Jedesmal bin ich verblüfft, mit welcher Leichtigkeit sie die wichtigsten Probleme nehmen. Wie beneiden sie uns, daß wir keinen Militärdienst haben!

Vor allem setzt mich in Erstaunen, daß nie ein spitzes, verletzendes Wort in unsere oft so heiklen Gespräche gleitet.

Ich versuche ihnen den Nationalsozialismus klar zu machen, jedoch das republikanische Gefühl sitzt diesen „Girondains“, deren Väter einst den „chant de départ“ dichteten, durch eine lange politische Erziehung zu sehr in den Knochen. Die Herrschaft eines Führers, eine Art Diktatur, ist ihnen unverständlich und wider die Natur.

„Das führt stets zu Katastrophen, die Geschichte beweist es“, fällt er mir jedes Mal ins Wort. „Die Herrschaft eines Landes muß von der Gesamtheit des Volkes getragen sein, und das findet seinen Ausdruck nur in einem Parlament. Ein einzelner Führer ist nie tolerant, ich finde die Republik die einzig mögliche Staatsform für einen modernen Staat!“

„Eine Republik fördert Korruption und Aemterschacher,“ werfe ich gewöhnlich ein.

„Das spricht ja nicht gegen das System, das zeigt nur, daß noch ein gewaltiges Stück Erziehungsarbeit zu leisten ist! In einer Diktatur oder Monarchie würden solche Skandale erst gar nicht ans Tageslicht kommen.“

Mitte August.

Heute war ich mit allen Bauern der Umgebung zum Dreschen zusammen. Als sie erfuhren, daß ich Deutscher sei, kamen sie alle an und fragten, ob ich den Krieg mitgemacht hätte. Als ich erklärte, ich hätte zu jener Zeit noch Klapphöschen getragen, waren sie sichtlich betrübt.

Erst glaubte ich, sie wollten eine kleine, verspätete Rache nehmen; doch so ein langer Teufel kam und brüllte mir ins Ohr, er hätte da im Dreck vor Verdun gelegen und hätte gern Erinnerungen ausgetauscht.

In der Pause gab ich Auskunft über unsere verzweifelte Lage. Wir saßen schmutzig im Stroh, die Gabel in der Hand. Der lange Teufel von vorhin stocherte im Sande und murmelte: „Pauvres diables! Pauvres diables!“

Als die Arbeit wieder begann, als die Dreschmaschine schütterte, der Staub zum wolkenlosen, blauen Himmel aufflog, kam er an, knuffte mich verlegen in die Seite und schickte mich auf einen Platz, wo es weniger stiebte — —

Ende August.

Heute haben wir wieder gedroschen. Trotz meines heftigen Widerstandes hat man mir den leichtesten Platz angewiesen. Beim Essen, das nach erfolgter Arbeit stets zu einer kleinen Feier ausgestaltet wird, bat man mich, doch etwas Deutsches zu singen.

Nun, das sollten sie haben!

„Es braust ein Ruf wie Donnerhall“ schmetterte ich über die große Diele.

Wenn sie gewußt hätten, welches Lied sie da beklatschten. — —

Natürlich kam das Gespräch auf Politik. Einer meinte, man hätte nach Berlin gehen und dort bleiben sollen, bis der „Boche“ alles bezahlt hätte.

„Tais-toi, imbécile!“ brüllten die andern. „Dann wären wir noch in fünfzig Jahren in Berlin.“

„Das ist ein Nationalist, der da!“ stieß mich einer an. Während die anderen stritten, besah ich mir mein „französisches Gegenstück“ ein wenig näher. Seine Gründe schienen mir töricht und von blindem Haß und Unkenntnis diktiert. Zum Ueberfluß schlug er noch vor, zur Sicherheit das Rheinland zu besetzen. Jedoch einige sprachen ruhig und überlegt auf mich ein: „Nein, das duldet die öffentliche Meinung nicht mehr, sie hat genug von solchen Experimenten!“

Ich hatte das erstemal das Gefühl, einem richtigen Feind gegenüberzustehen.

Anfang September.

Heute empfing ich einen sehr eigenartigen Brief.

Ich soll mir von meinem Onkel, einem alten preußischen Offizier, sagen lassen, daß ich vergessen hätte, ein Deutscher zu sein.

Er regt sich über meine Ansichten auf, die ich neuerdings bekommen haben soll. Wie denn, ich habe doch nur geschrieben, was ich sah! — Auf zwei Seiten setzt er auseinander, Kampf solle sein, das sei göttlicher Wille.

Ich hatte doch nur angedeutet, daß es bedauerlich sei, daß die Völker sich nicht genug kennen, und daher aus Unkenntnis zueinander in den Krieg hinein stolperten.

„Du hast in Deiner jetzigen Umgebung vergessen, ein Deutscher zu bleiben! Kein Franzose, kein Italiener würde das an Deiner Stelle tun; denn sie besitzen Nationalgefühl. Rassestolz bei den Engländern, „Gloire“ und „Sadismus“ bei neunundneunzig Prozent der Franzosen!“

Ist das aber nicht eigenartig, das eine Prozent netter Menschen scheint sich vollzählig in meiner Umgebung versammelt zu haben!

Er fährt fort: „Ob irgendein „paysan“ philanthropische Ansichten äußert, übt keinen Einfluß auf die großen Advokaten aus, die Frankreich regieren.“

Habe ich gar nicht behauptet! Ich habe doch nur schlicht meine Beobachtungen wiedergegeben.

Mitte September.

Heute sind Wahlen in Deutschland. Alle Zeitungen sprechen Hitler einen Erfolg zu. Frankreich hat viele Berichterstatter ins Reich geschickt, die meterlange Diagnosen schreiben. Der Nationalsozialismus ist dem Franzosen etwas unbegreiflich Mystisches; sie sehen eben eine Revanchebewegung in ihm, und mit jedem Heilruf sieht man sich in seiner Ruhe bedroht. Es ist rührend, zu beobachten, wie man sich gegenseitig Kaltblütigkeit empfiehlt. Die nationalistische französische Presse macht den Eindruck, als wenn sie sich über einen eventuellen Sieg Hitlers freuen würde, weil dann wohl ihr Kohl besser gedeiht.

Die Wirkung der Stahlhelmparade ist sicher eine andere, als sich Seldte und Düsterberg träumen ließen. Sie hat nicht Angst hervorgerufen, sondern Empörung und hat die Front der Gegner zusammengeschweißt. Unsere Minister werden es schwer haben, Konzessionen zu erhalten und von deutschem Friedenswillen zu reden. Ich hätte nicht geglaubt, daß eine solche Kundgebung sich so auswirken kann.

Mitte September.

Hundertundsieben Nazis! Die Zeitungen sind baff und lassen nur von Gerlach und Friedrich Wilhelm Förster zu Worte kommen. Auch darin sehe ich französischerseits einen psychologischen Fehlgriff. Förster ist wirklich nicht der geeignete Mann, über uns zu urteilen. Er scheint mir die Kluft zwischen den beiden Völkern noch zu vergrößern; denn seine Artikel unterscheiden sich durch nichts von denen der französischen Nationalisten.

Mitte September.

Unsere Wahlen haben ein riesiges Echo hier im Auslande gefunden. Man fühlt den Weltfrieden bedroht, und die tollsten Gerüchte, wie „Rheinland wieder besetzen“ usw., schwirren herum. Ein Urlauber erzählte sogar etwas von „Militärdienstverlängerung“. Man ist kopflos und vor allem falsch unterrichtet. —

Als ich heute am Brunnenrand saß, kamen langsam zwei Arbeiterfrauen auf mich zu und fragten mich, ob es wahr sei, daß Deutschland bald marschiere.

„Ich habe schon zwei Söhne verloren,“ meinte die eine leise, „und nun bange ich um den dritten, letzten.“

„Meine Jungens müssen dann auch fort,“ brachte die andere mühsam hervor.

Wie sie so vor mir standen, die zerrissenen Hände unter der geflickten Schürze, alt von Sorgen und Arbeit, ihre Augen auf mich gerichtet, als ob ich armer Teufel ihnen etwas sagen könnte, — da war es mir plötzlich, als ob alle Mütter Frankreichs von mir, dem Vertreter der jungen Generation, Antwort forderten.

Was sagen? Ich war ja gekommen, die Sprache zu lernen, um den Feind einmal zu besitzen.

Das Mitleid preßte mir die Lippen zusammen und ich erzählte etwas, was ich bis dahin selbst nicht geglaubt hatte. Daß es Menschen gäbe, die ein Interesse hätten, Furcht und Mißtrauen in den Ländern wachzuhalten, — daß wir jenseits des Rheines keinen Krieg wollten, sondern nur unser Lebensrecht und als Gleiche unter Gleichen behandelt zu werden wünschten, und... daß es bei uns auch Mütter gäbe.

Da nickten sie verständnisschwer und gingen still an ihre Arbeit. —

Ich glaube, Frankreichs Mütter schlafen unruhig nach den deutschen Wahlen.

Ende September.

Ich bin an einen Schrank geraten, worin Haufen von Schulbüchern aufgestapelt sind. Ich habe darin geblättert. Die Kriegsschuld war natürlich anders dargestellt. Ein Schullesebuch brachte die Geschichte eines jungen Deutschen, der, in eine Schulklasse aufgenommen, von seinen Mitschülern schlecht behandelt wird. Ein kleiner Kamerad nimmt ihn zum Freund und fortan herrscht Frieden in der Klasse.

Mein Chef setzte mir auseinander, es gäbe noch manche Bücher, die voller Haß seien. Es habe sich jedoch ein „Syndicat national" *) gebildet, das 78 000 Mitglieder zähle, die es sich zur Aufgabe gesetzt hätten, jene

*) Siège social, 73 Rue Notre-Dame de Nazareth, Paris 3.

tendenziösen Bücher auszumerzen. Er zeigte mir auch eins von den Monatsheften, die dieser Bund herausgibt.

Vor einiger Zeit schickte mir jemand aus Deutschland einen Artikel, der sämtliche französischen Schulbücher als haßpredigend ansprach. Das „Syndicat national“ erwähnte er aber mit keiner Silbe. — Schade!

Anfang Oktober.

Wir sind heute im „Séchoir“ gerade mit Tabak aufhängen beschäftigt; alle sind in glänzender Stimmung, einer singt ein Couplet:

> Connaissez-vous les Tartanions?
> Oh, mes amis, quelle belle famille,
> Ils habitent tous dans ma maison...

und die andern fallen mit dem Refrain ein, — plötzlich kommt ein Brief von zu Hause an.

„Junge, bin in heller Aufregung, kann vor Angst nicht schreiben, eben kommen einige Freunde und öffnen mir ja erst die Augen. Du bist in den Händen der Fremdenlegion!

Siehst Du nicht das bis in die kleinsten Maschen gesponnene Netz? Man wird Dir eine Flasche Wein anbieten und eine mit Opium gefüllte Zigarette, und wenn Du aufwachst, bist Du schon auf dem Schiff. Nein, dazu habe ich Dich doch nicht großgezogen! Es ist doch unmöglich, daß die Franzosen mit einem Deutschen so freundlich sind. Schreibe doch sofort und sei auf der Hut! — Die spanische Grenze ist doch nicht weit?

In Todesangst Deine Mutter.“

Wie eine Bombe schlägt dieser Brief in unsere fröhliche Stimmung. Habe ich früher auch so denken können?

Mitte Oktober.

Heute war ich bei einem alten „Poilu“, der Korporal bei den Zuaven war. Das war ein richtiger Soldat! Als er den Angriff seines Regimentes auf die Garde bei Soissons schilderte, sah er wie ein Teufel aus.

Meine Ausführungen über unsere Lage erregten sein Kopfschütteln.

„Das haben wir alten Soldaten nicht gewollt,“ sagte er ernst, „wir sind in den Krieg gezogen, auf daß es einmal wirklich Frieden würde, aber man scheint uns getäuscht zu haben. — Wie oft haben wir im Dreck gesagt: ‚Wenn wir nach Hause kommen, ha, Kamerad, das große Auskehren da oben!‘ Der Frieden kam, und anstatt mit den Soldaten von drüben, Euren Vätern, die Angelegenheit zu regeln, ganz unter uns, w i r, die wir im Schlammassel waren, w i r, die wir a u c h ein Recht hatten zu sprechen. — Anstatt denen im Bratenrock zu sagen: ‚Fort, die Reihe ist an uns, den wahren Frieden zu machen!‘ — da haben wir sie wieder ihren Platz einnehmen lassen, den sie sich bis zum Staasbegräbnis warm halten wollen, und wir verschwanden dorthin, wo wir hergekommen waren, in die Vergessenheit. Da feiern sie den unbekannten Soldaten und finden es normal, vom nächsten Krieg zu schwatzen! — Sagen Sie es den alten Soldaten jenseits des Rheins, denen von Verdun, von der Somme und vom Chemin des Dames, unser Blut

floß einst zusammen, es ist an uns, den gerechten Frieden zu machen!“

Er sprach den ganzen Abend kein Wort mehr, und als ich ging, sah er mir lange nach.

Warum schickt Frankreich nur Advokaten ins Parlament?

Mitte Oktober.

Die viele Freizeit erlaubte mir, ein wenig in die moderne politische Literatur einzudringen. Mir fielen Untersuchungen von Journalisten über Deutschland in die Hände (Pierre Dumas, Tirard, Wladimir d'Ormesson, Madeleine Vernet), die geradezu glänzend waren.

Andererseits scheint aber eine richtige Pamphletliteratur zu existieren, deren Bücher oft eine Auflage von 70—80 000 Exemplaren erreichen sollen.*) Es sind die sogenannten Entdeckungsreisen verschiedener französischer Journalisten kreuz und quer durch Deutschland. Ihre Bücher sind voll von Schauermärchen, mit denen sie ihre harmlosen Provinzleser angruseln. Jedes Buch beschäftigt sich mit den sogenannten geheimen Rüstungen, mit Nacktkult, bringt eingehende Schilderungen des „Lustbabels“ Berlin usw. Für die Franzosen sind wir mystischer als die Chinesen. Es ist unglaublich, was für Tendenzromane sich das Volk in billigster Auflage gefallen läßt. Es liegt darin gewiß eine ernstliche Gefahr. Ich jedenfalls habe nie derartiges über Frankreich ge-

*) „Sous le Casque d'Acier“ (Maurice Leporte)
„Français, garde à vous“ (Hubert Jaques)
„Le Bourreau“ (Iman)
„Ja!“ (Paul Achard)
„Nudisme allemand“ (Roger)
„Français et Allemands“ usw. (Louis Reynaud)

lesen, was einen Vergleich aushalten könnte mit dem Buch von Louis Reynaud über deutsche Geistesgeschichte. Das soll ein Universitätsprofessor sein, der einen guten Einfluß auf die Jugend ausüben soll! Einen französischen Förster habe ich auch entdeckt: **Démartial (Mobilisation des Consciences).**

Anfang November.

Ein reicher Bauer, bei dem ich eingeladen war, setzte unter die Karte an Mutter:

„Ueberzeugt, daß Deutsche wie Franzosen den wahren Frieden wollen, wünsche ich mit brennendem Herzen den Tag herbei, wo die Losung Christi verwirklicht sei: Liebet einander!"

Mitte November.

Als in dem kleinen Städtchen St. F. die „**Clairons**", die den Waffenstillstand gefeiert hatten, verstummt waren, traf ich mit einigen Studenten zusammen. Einer von ihnen hatte eine Reise nach Deutschland unternommen und hatte dort absolut nicht das feststellen können, was ihm sein nationaler Lesestoff weiszumachen versucht hatte, und er war bei seiner Rückkehr überzeugter Anhänger der Verständigungspolitik geworden, er war ins Lager der Revisionisten übergetreten.

„Nur eins verstehe ich nicht," meinte er kopfschüttelnd. „Sie sprechen von Not, Kapitalmangel und bauen Krankenkassen, Brücken, Kirchen, und auf der anderen Seite sitzen Ihre Proletarierfamilien in dürftigsten Verhältnissen, oft nur in einer Stube zusammen. Können Sie mir das erklären?"

Es fiel mir natürlich schwer, darauf zu antworten. „Man baut viel, die Arbeitskräfte sind billig, man benutzt meist Arbeitslose oder hat günstige Abzahlungsbedingungen.“

„Sehen Sie,“ fiel er mir ins Wort, „das macht unsere Arbeit hier in Frankreich so schwer. Wenn wir von der deutschen Not sprechen, kommen die Leute und sagen: ‚Sehen Sie sich doch die Bauten an, die man in Deutschland aufführt!‘ Dann begehen Sie weiterhin den Irrtum, zu behaupten, daß wir eine bis an die Zähne bewaffnete Armee unterhielten, auf Kosten der Summen, die Sie uns nach den Verträgen leisten. Das ist nur ein geschicktes Aufputschen der öffentlichen Meinung!“

Ende November.

Ich habe das Weingut verlassen und wohne bei einem Anhänger des französischen Capitaine, einem sehr netten, kultivierten Lehrer in dem Städtchen Ste. Foy. Jeder Mensch fragt mich hier, ob es wahr sei, daß Deutschland bald wieder Krieg wolle. Auf meine erstaunte Frage immer dieselbe Antwort:

„Nun, der Stahlhelmaufmarsch in Koblenz, als Dank für unsere prompt eingehaltene Rheinlandräumung, und die Wahlen mit hundertfünfzig Rechtsabgeordneten!“

Ich versuche ihnen klarzumachen, daß die Wahlen in erster Linie eine innerpolitische Angelegenheit seien.

Den Stahlhelmaufmarsch finde ich jetzt psychologisch falsch. Die Zeitungen haben sofort genau nachgerechnet, daß jeder Teilnehmer siebzig Mark ausgegeben habe, daß das bei hunderttausend Mann das runde Sümmchen von

sieben Millionen ergäbe, und daß wir doch nicht so arm sein könnten, wenn man sich eine derartige Mobilisation leisten könne.

Ich habe beschlossen, einigen Lehrern am Abend in der Schule einen kleinen Vortrag über Deutschland zu halten.

Ende November.

Als wir gestern gemütlich in den kleinen Schulsaal gingen, um einigen Lehrern dort zu begegnen, bemerkten wir zu unserem großen Erstaunen, daß der Saal übervoll war. Männer und Frauen saßen erwartungsvoll auf den Bänken, fast die gesamte Intelligenz des Städtchens war vertreten, vom Apotheker bis zum Bürgermeister. Mein Bekannter setzte in einigen Worten auseinander, daß man hier die Gelegenheit hätte, einen jungen Deutschen über sein Land sprechen zu hören. Ich begann den Leuten ein Bild des deutschen Nationalsozialismus zu geben. Bis jetzt hatten sie ja nur Zerrbilder in den Zeitungen gelesen. Ich setzte ihnen auseinander, was unsere Jugend in diese Bewegung trieb, daß es weder Hurrapolitik noch Revanchegelüste seien, sondern der Wille zum Leben und der Glaube an Deutschland. Ich ging dann auf die Kriegsschuldfrage über und lehnte den Paragraph 231 ab, sprach über den polnischen Korridor, Schlesien, über die Reparationen und gab klar zu verstehen, daß wir in Deutschland den Eindruck hätten, daß Frankreich uns nicht leben lassen wolle und das furchtbare Wort Clémenceaus: „Es gibt zwanzig Millionen Deutsche zuviel“ wahr zu machen schien. Ich hätte viel

Eigenartiges in Frankreich über Deutschland gehört. Das zeige, daß man unser Land gar nicht kenne. Ich gäbe aber ehrlich zu, daß auch ich mich in vieler Hinsicht über Frankreich getäuscht hätte, ich wäre im Volke niemals Haß begegnet.

An Diskussionsrednern fehlte es natürlich nicht. Ein Herr, Industrieller, erhob sich und behauptete, man hätte Grund, uns gegenüber mißtrauisch zu sein. Wir besäßen eine hochmoderne Luftflotte, die innerhalb weniger Stunden mit Bomben und Maschinengewehren ausgerüstet werden könnte. Die Reichswehr sei nur eine Cadrearmee und die hochentwickelte Industrie könnte man innerhalb vierundzwanzig Stunden auf Gas- und Munitionserzeugung umstellen. Solange der Stahlhelm drohende Worte an Frankreich richte, solange die Jugend noch in den nationalen Verbänden marschiere und den Befehlen von Führern gehorchte, die ein Frankreich sähen, das gar nicht existiere, solange fühle sich Frankreich in seiner Sicherheit bedroht und könne nur mit großem Mißtrauen Deutschland beobachten. Niemand könne das mißdeuten; denn Frankreich habe zu sehr unter der deutschen Invasion gelitten. Hier wolle jeder Verständigung. Die Ereignisse hätten ihnen jedoch bis jetzt bewiesen, daß auf ein Zugeständnis anstatt Anerkennung stets eine neue Forderung getreten sei.

Ich erwiderte, daß die Fliegerei bei uns nur friedlichen Zwecken diene, wir bauten ja auch Flugboote auf Bestellung für das Ausland. Sie brauchten ja nur Aufträge zu geben, unsere Industrie würde sich sehr freuen, sie zu bekommen. Der Versailler Vertrag hätte uns keine militärischen Flugzeuge erlaubt, jedoch seit 1925 sei es

uns nicht mehr verboten, unsere Zivilluftschiffahrt zu entwickeln.

„Wir sind ein Volk, das technisch sehr auf der Höhe ist. Wir versuchen, den Luftverkehr gemäß unserer zentralen Lage den modernen Forderungen aufs denkbar beste anzupassen. Unsere Städte sind auch viel mehr über das ganze Land verstreut, als es in Frankreich der Fall ist. Meinen Sie, daß man von heute auf morgen einen Piloten der Zivilluftfahrt zum Führer eines Jagdflugzeuges ausbilden kann? Vor mir liegt eine Notiz der „Berliner Illustrierten Zeitung," die eine große Anhängerin der Verständigungspolitik ist. Hier steht, daß Frankreich 4667 Flugzeuge besitzt! — Sie sind aufgehetzt von einer Presse, die unter dem steht, was sie leisten müßte, um ihre Bürger mit Selbstvertrauen zu stärken. Wenn ich Franzose wäre, hätte ich mehr Vertrauen auf meine eigene Kraft.

Unsere Reichswehr besteht aus 100,000 Mann, die 12 Jahre Dienst tun. Sie besitzt weder schwere Artillerie noch Tanks, und ist nicht einmal zahlreich genug, bei einem Einfrontenkrieg die Grenzen zu decken. Wie stellen Sie sich denn einen zukünftigen Krieg vor? Glauben Sie, daß man in sechs Wochen eine technisch hoch entwickelte Truppe ausbilden kann? Fühlen Sie sich bedroht, wenn man hier und dort einige Maschinengewehre findet, die sicher nur für innerpolitische Zwecke versteckt waren? — Gerade Ihre Behauptungen über geheime Rüstungen erregen in Deutschland Kopfschütteln und werden als böser Wille ausgelegt. Wir können nicht verstehen, daß man bei so starker Bewaffnung so wenig Vertrauen auf die eigene Kraft haben kann.

Sie erwähnten auch die Rheinlandräumung. Von allen Uebeln war die Besetzung noch das geringste. Ein Teil der Presse hat mit Befriedigung festgestellt, daß Frankreich sein Versprechen gehalten habe. Wollen Sie, daß wir Lobeshymnen anstimmen? Nach Locarno war die Besetzung sowieso überflüssig. Wir lieben alle mit ganzem Herzen den Rhein, jeder macht in seinem Leben einmal eine Pilgerfahrt zu ihm, wir wachsen mit seiner Poesie auf, er kehrt in unsern Liedern wieder, — können Sie es uns denn verargen, daß unsere Freude bei seiner Wiedergewinnung so groß war und die patriotischen Gefühle vielleicht zu hoch gingen!? Ich finde auch, man hätte besser den Anfang der Freiheit gefeiert, und nicht, wie am 31. Juli, das Ende der Besetzung."

Danach meldete sich ein mehr „Linksstehender" zum Wort und griff seinen Vorredner an. Sofort bildeten sich zwei Parteien im Saal. Die Mehrzahl war für Abrüstung und Revision der Verträge. Man könne nicht erwarten, daß ein so großes, kluges Land wie Deutschland ohne Kolonien leben könnte. Man müßte Vertrauen auf Deutschland haben, und jener mißtrauische Vorredner trage einmal die Verantwortung für einen zukünftigen Krieg.

Die Worte flogen hin und her, man stritt unter sich, und ich konnte hier die Parteien in Frankreich studieren. So mußte es wohl dem Ausland zu Mute sein, wenn in Deutschland die Parteien sich in den Haaren liegen, 30 Millionen hier hin und 30 Millionen dorthin zerren.

Als wir über die Reparationen debattierten, erklärten sie, sie seien abhängig von Amerika. Wenn die Geldsäcke in Wall Street mit einer Stundung einverstanden

wären, würde die öffentliche Meinung für ein Moratorium sein. Doch nie würden sie dafür eintreten, — und das stellten sie e i n s t i m m i g fest — wenn Deutschland irgendwie drohe. Es gäbe nur den von Stresemann eingeschlagenen Weg, den der friedlichen Verständigung.

Im Namen aller nahm noch ein anderer das Wort und führte aus, man fühle sich mehr zu den Deutschen hingezogen, als zu den Engländern. Die Eigenschaften Deutschlands ergänzten die Frankreichs, und die Verständigung beider Länder bilde den Schlüssel zum Frieden Europas, sie sei die Genesung aller wirtschaftlichen Schwierigkeiten. Sie seien heute froh gewesen, einen jungen Deutschen von seinem Lande sprechen zu hören und hätten viel gelernt, vor allem, daß die eigene Wahrheit, wenn sie die Grenze passiert habe, oft Irrtum würde. — Ein Anhänger der Bach'schen Kreuzritterbewegung schloß mit der Aufforderung, die Zeitungen kritischer zu lesen. Alles Uebel käme vor allem nur daher, daß man den nächsten Nachbarn nicht genug kenne.

Mancher kam und drückte mir die Hand. Einige blieben noch bis spät nach Mitternacht, und wir besprachen all die brennenden Probleme, die die Zeit bewegen.

Ich bin sehr befriedigt von dem Erfolg des Abends. Die Zahl der Menschen bewies, wie jeder um die Zukunft besorgt ist. Die Wahlen haben ein wenig das Gewissen wach gerüttelt. Eins aber habe ich gelernt, — jeder war im Grunde ein guter Franzose. Selbst die Sozialisten bildeten mit denen von Rechts einen Block und wollten von Forderungen nichts hören.

Gestern abend gaben Anhänger der „Jeune République" mit Marc Sagnier einen Werbeabend. Der Redner vertrat den Standpunkt, daß Frankreich ebenfalls sein Gebiet fünfzig Kilometer hinter der Grenze zu entmilitarisieren habe und betonte, daß die „Jeune République" alles daran setze, um zu einer Verständigung mit Deutschland zu kommen.

Leider verlor sich der Rest des Abends in fruchtlosen innerpolitischen Streitigkeiten mit den Marxisten.

Der Bürgermeister eines größeren Ortes, Radikalsozialist, hatte Gesinnungsfreunde eingeladen, um mir Gelegenheit zu geben, Leute jener starken Partei Frankreichs kennen zu lernen. Er war vor Jahren auf harten Widerstand seitens der Geistlichkeit gestoßen, als er bei einer Denkmalseinweihung gesagt hatte, alle Franzosen müßten mit ausgestreckten Händen den Deutschen entgegen gehen.

Der Abend war wieder sehr interessant. Man stellte ungefähr dieselben Fragen. Die Stahlhelmparade lag allen in den Gliedern.

„Sie können doch nicht erwarten, daß wir angesichts einer solchen Drohung für Entwaffnung sind, wenn Sie sich fähig zeigen, binnen drei Tagen eine solche Armee von Freiwilligen zu zentralisieren. Sehen Sie sich einmal die psychologische Wirkung in Nordfrankreich an und hören Sie die Interpellationen in der Kammer in Paris. Durch solche Handlungen schmieden Sie ganz Frankreich in allen Lagern zusammen und schwächen die

Parteien, die für eine Revision der Verträge sind. Es ist doch klar, daß unsere Nationalisten jetzt triumphieren."

Es handle sich um eine Weltkrise. Deutschland habe durch den Krieg in Frankreich Absatzmärkte verloren. So habe vor 1914 das Reich durch die A.E.G. halb Frankreich mit elektrischen Glühbirnen beliefert. Während des Krieges habe man selbst eine derartige Industrie gegründet, und nach 1918 war das Land imstande, seinen Bedarf selbst zu erzeugen. — In Nordfrankreich hätten wir die Maschinen der Stickereien zerstört. Es sei natürlich klar, daß man sich nunmehr mit den modernsten Einrichtungen versehen habe und nicht mehr deutsche Ware zu kaufen brauche. „Ich bin überzeugt," schloß er, „daß der Youngplan auf Ihnen lastet, aber glauben Sie nicht, daß er allein schuld an der deutschen Krise ist!"

Ich ging mit meinem Freunde, dem Lehrer, nach Hause. „Sehen Sie, es ist immer gut, beide Seiten des Problems zu sehen. Es ist oft leicht, irgend etwas zu behaupten unter Menschen, mit denen man eines Sinnes ist. Meinungen haben nur Wert, wenn sie auch vor Gegnern bestehen können. Man muß immer beide Seiten hören. Das fordert natürlich Wahrheitsliebe und Aufrichtigkeit, Tugenden, die uns gerade heute in unserer charakterlosen, schlagwortreichen und tintenkleckſenden Zeit fehlen."

In meinem Zimmer angelangt, habe ich alles noch einmal überprüft. Wie schwer ist es doch, beide Wahrheiten zu erkennen.

Wirklich, als „Nazi" hat man es sich oft zu leicht gemacht. Aber ich glaube langsam zu verstehen, daß durch einen Krieg die Probleme nicht lösbar sind. Es ist doch

für christliche Staaten ein erbärmlicher Zustand, daß jeder die Wahrheit gepachtet haben will. —

In meinem Zimmer fand ich eine Einladung, zwei Monate in Paris zu verbringen. Donnerwetter! Jetzt wird's interessant! Paris ist zwar eine internationale Stadt, aber trotzdem werde ich in die nationalen Kreise eindringen. Vorher will ich einen Besuch in Bordeaux machen.

Anfang Dezember.

Bin einige Tage in Bordeaux bei einem Industriellen geblieben, der Kreuzritter ist. Mittags hatte ich Gelegenheit, in einem Studentenheim in einer „Causerie expresse" zu sprechen. Eine lebhafte Aussprache schloß sich an. Ein Mediziner hatte in Deutschland festgestellt, daß jedermann das Abitur mache und studieren wolle. Es gäbe Städte, in denen oft dreihundert Lehrer auf eine Anstellung warteten. Selten könnten sie einen Posten finden und enttäuscht wendeten sie sich den extremen Parteien zu und seien dazu verurteilt, ein unzufriedenes, intellektuelles Proletariat zu bilden. „Warum erschwert man nicht die Examina?"

Ich setze ihm auseinander, daß man bei den Aufnahmeprüfungen gehörig siebe. Er müsse auch bedenken, daß heutzutage ein junger Mensch in der Schule doch besser aufgehoben sei, als beim Stempelngehen auf der Straße. Die Eltern hinterlassen ihren Kindern keine Barmittel mehr, sondern versuchen vor allem, ihnen eine gute Bildung mit auf ihren Lebensweg zu geben. —

Im Redaktionszimmer der „Petite Gironde", einer guten, bekannten Provinzzeitung, meinte der Leiter vom

Außendienst sehr freundlich: „Es interessiert mich, mit Ihnen zu plaudern. Sind Sie Journalist?“ — „Nein.“ Er sprach dann von dem Verhältnis Deutschlands zu Frankreich und von der Arbeitslosigkeit.

„Bitte, organisieren Sie sich, organisieren Sie einen Arbeitsdienst für die Arbeitslosen. Wenn bei uns das Uebel beginnt, bilden wir Arbeitskommandos, die auf dem Lande Leitungen legen und Straßen bauen. Die Gemeinden tragen die Hälfte der Kosten, den Rest der Staat. Somit sind die Leute beschäftigt, und es wird hochnützliche Arbeit geleistet.“

„Alles sehr schön,“ fiel ich ein, „aber erstens können unsere Gemeinden, von denen viele mit Defizit wirtschaften, diese Lasten nicht tragen, und zweitens würden gerade Sie in Frankreich sich darüber aufregen, daß wir trotz unserer Armut Straßen, Kanäle und Häuser bauen. Ich habe das schon öfters zu hören gekriegt. Also bitte, da haben Sie ein Beispiel. Wir können uns drehen, wie wir wollen, stets ist es falsch. Sie machen es uns sehr schwer. Schweigt unser Minister, so ruft man: gefährliche Stille! Spricht er, so sucht man bei ihm Hintergedanken. Sie haben aber, glaube ich, in Frankreich noch gar nicht eingesehen, daß es bei uns ein Massenelend gibt.“

Er sah mich und meinen armen, siebenunddreißig mal gebügelten „Blauen“ an und platzte los:

„Na, Sie sehen ja nicht nach Not aus!“ —

Man zeigte mir die Druckereien. Ich verbrachte eine nachdenkliche Stunde in diesen dröhnenden, stampfenden Maschinensälen.

Ich betrachtete mit abergläubischer Scheu und leiser Andacht, — geradeso, wie man es mit einem hundertäugigen, exotischen Götzen tut, — jenes große Ungeheuer, von dem die Papiermassen ausgehen, um Gutes oder Böses bei den Menschen zu vollbringen.

Ihr Rhythmus schütterte wie leiser Pulsschlag in Mauern und Wänden und war selbst im Zimmer des Chefs vorhin zu spüren gewesen.

„Ver-ant-wor-tung! Ver-ant-wor-tung!“ hämmerten sie ununterbrochen. Wenn doch die Männer, die in allen Druckereien Europas arbeiten, jenen warnenden Rhythmus ihrer Rotationsmaschinen hören würden!

Doch mir war's so, als ob man sich bei längerem Aufenthalt an diesen dröhnenden, scheinbar gleichgültigen Gleichschritt gewöhnte, ihn gar überhörte, wie es uns oft mit einer mahnenden Uhr in einem stillen Zimmer geht.

Zehn Meter weiter standen die Setzmaschinen. In hastendem Geklapper reihte sich gehorsam Buchstabe an Buchstabe.

Es gehört nur wenig Blei zu einer großen Lüge.

Diese kleinen Maschinen überhaupt schwangen gar nicht in demselben Arbeitstakt mit ihren großen Vettern. Sie sprudelten nervös, frech und geschwätzig, wie ein kleiner Wasserfall, der unbekümmert einer fremden Ebene zufließt.

Ihr anmaßendes Geplapper lag mir am Abend noch lange in den Ohren. — —

„Bordeaux leidet unter der deutschen Not. Wir waren vor dem Kriege Deutschlands bester Weinlieferant. Vor allem der gesamte Verkehr mit Schlesien und Bres-

lau fällt ganz aus und...," fuhr mein Gastgeber am Abend fort, ein bekannter Industrieller, „wir sind vielleicht die Stadt, die am brennendsten auf einen deutschen Wohlstand wartet. — Wir müssen in Europa einen Willen schaffen; Nationen und Staatengebilde entstehen auch nur, wenn ein Wille da ist. Sein Träger muß die europäische Jugend werden, und der Schlüssel zum Eingangstor ist die deutsch-französische Verständigung. Die französische Jugend ist bereit dazu, ich kenne sie. Sie ließe sich morgen mobilisieren, wenn Sie jenseits des Rheines riefen. O, unsere Jugend ist so bereit, daß es uns Alten schon als Sorglosigkeit erscheint, und wir oft bremsen müssen!

Lassen wir doch all die Gedanken von Hegemonie. Jeder Staat hat seine Aufgabe. Sie bringen Ihre Gründlichkeit, Organisationskraft, wir unseren Erfindungsgeist. Jeder Staat setzt zugunsten der Gesamtheit etwas von seiner Freiheit zu. Ein Zollverein steht vor der Tür; natürlich werden Gebilde eingehen, andere entstehen, aber langsam wird sich ein Gleichgewicht einstellen. Gewiß, im zukünftigen Staatenverband wird die persönliche Eigenart der Völker bewahrt werden müssen, aber bekämpfen wir vor allem den „sacro egoismo", der nur alles auf sich selbst zurückführt. Hitlers Standpunkt, und das sage ich Ihnen als Mann, der inmitten beider Völker jahrelang gelebt hat, ist gefährlich und falsch. Er sieht ein Frankreich, das gar nicht existiert. Ferner ist er sich nicht klar, daß die heutige weltwirtschaftliche Entwicklung zu einer intimen Zusammenarbeit drängt (wir können ja noch nicht mal einen D-Zug legen, ohne unsere Nachbarn zu fragen!)

und daß es unmöglich ist, ein Land politisch zu isolieren. Gewiß, seine Bewegung mag manches Gute für Deutschland mit sich bringen, aber dieser heidnische Rassenkult muß gesetzmäßig zu einer Katastrophe in Europa führen. Schon seine Stellung zum Judentum ist einfach unchristlich. — Wir in Bordeaux veranstalten oft große Versammlungen für die Abrüstung. Sie sind ganz offiziell gehalten und finden unter Vorsitz des Bürgermeisters, Beisitz des Präfekten, des kommandierenden Generals und des Rektors der Universität statt. Unter stürmischem Jubel wurde neulich von Beseitigung der Zollgrenzen und christlicher Unterstützungspflicht Deutschland gegenüber gesprochen. Wir betrachten hier Ihr Land als physisch krank, weil es verarmt und arbeitslos ist, — moralisch krank, weil es schrecklich enttäuscht wurde und der Verzweiflung nahe scheint.“ — —

Sorgsam trage ich alles in mein Tagebuch ein. Draußen heulen die Sirenen der Dampfer, — morgen werde ich an Ort und Stelle den Pariser Einzugsmarsch pfeifen können.

Paris, Anfang Dezember.

Die Weltstadt hat mich verschluckt. Zwei Tage lasse ich mich vom Strudel mit forttragen und kehre nur zu den Mahlzeiten heim. — Ich sitze mittags am **Place de la Madeleine,** rechts neben mir der amerikanische Millionär, links der internationale Snob mit Monokel, alle Sprachen der Welt klingen an mein Ohr, alle Rassen und Völker der Erde gehen vorüber, der Globetrotter neben dem Bewohner von Madagaskar, die spindeldürre Lady aus Oxford, die brillantenbehangene Kon-

servenkönigin aus St. Louis, Halbwelt aus Singapore, Collegegirls aus Washington, — — — wer weiß, wer weiß!

Abends steh ich auf dem Place de la Concorde. Um ihn tanzen in tausend Glühlichtern die Automobile. Ueber den Champs Elysés schwingen die gläsernen Bogenlampen eine strahlende Kette. Nachts vom Quai des Célestins bis zum Quai de la Mégisserie sehe ich mit Entsetzen, wie weit menschliches Elend gehen kann. Ein Inferno tut sich auf, und noch lange verfolgen mich die Schreie der Trunkenen.

Aber noch ein anderes Paris sehe ich, in dem man arbeitet. Ein Paris, das man nur zu gern vergißt zu beschreiben, wenn man den Leuten von Montmartre etwas vorgruselt. Jenes Paris lärmt nicht, man sieht es nur morgens, mittags und abends.

Im Hallenviertel ist die Provinz zu Hause. Es kann nicht oft genug wiederholt werden, daß Paris nur Fassade ist. Dort im Hallenviertel ist der Bauer, der Frankreich und sein Stück Land liebt, der vom Lande kommt und froh ist, dorthin zurückzukehren.

Ja, Paris ist groß, — Paris ist bunt und schön — und grausam. — —

Ich habe Glück gehabt, jetzt hierher zu kommen; denn man hat sich langsam von den deutschen Wahlen erholt. Die Zeitungen bringen viel von Hitler, viel Falsches auch, so daß man Gefahr läuft, den Rest Wahrheit auch noch zu verurteilen. —

Der Pariser liest viel den „Ami du Peuple“. Er ist ein deutschfeindliches Hetzblatt, kostet aber nur 2 Pfg.

Sonst bringt die Pariser Presse meist nur Informationen und sehr ausgiebig Morde, an denen wahrhaft kein Mangel ist. Schuld tragen aber auch viel die heißblütigen Italiener und leidenschaftlichen Polen. Der gebildete Franzose liest den „Temps“ — ein sehr patriotisches Blatt, von der Schwerindustrie gekauft. Es wird in ganz Frankreich gelesen. Man hat mir jedoch gesagt, daß Offiziere und Staatsbeamte Ermäßigung im Bezugspreis erhalten. Damit appelliert man an den schwächsten Punkt der Franzosen, an seinen gesunden Geiz.

Anfang Dezember.

Gott, was ist dieses Paris fesselnd; ich gehe immer noch auf Entdeckungsreisen. Jeden Tag durchstöbere ich ein neues „quartier“ und jedes schließt eine Welt für sich ein.

Bei leichtem Schneefall durchstreifte ich vorgestern Montparnasse und freute mich über seine Maler- und Dichtertypen. — Wie vom Götterolymp waren sie aus einsamen Dachstübchen heruntergestiegen, um ihr „Déjeuner“ in den kleinen Wirtschaften zu verzehren, die ja dort so zahlreich sind.

Mit Kragen, die Ramses V. schon fossil genannt hätte, wehenden Schlipsen, riesigen, finsteren Schlapphüten, wandeln sie durch die Zeit, das verkörperte Gestern darstellend. Ihre Augen sind ins Unendliche gerichtet. Für sie scheint Rembrandt ein Anfänger und Da Vinci ein Irrtum gewesen zu sein. Mit abgezählten Schritten verschwinden sie in irgendeinem obskuren Hinterhof, der von Katzen wimmelt, und ersteigen mit derselben

Würde ihre ausgetretenen Hintertreppen wie Könige ihre Terrassen. — —

Ist es nicht symbolisch, daß Künstler oft unter Dächern wohnen; denn sie müssen doch Vermittler zwischen Himmel und Erde sein!

Es ist schade, daß wir in Deutschland Dichtern so wenig Gelegenheit geben, in unserem Staatsleben zu wirken. Gerade sie, die intuitiv fühlen, menschlicher, könnten sicher manches zeigen, auf manches hinweisen, was dem praktischen Staatsmann sonst verschlossen bleibt. — — —

Es ist drollig, wie sich diese Bevölkerung hier, die doch alte Kultur besitzt, eine gewisse Kindlichkeit bewahrt hat.

Hart am Rinnstein thront mit Pythiagesicht auf roter Kanzel eine Wahrsagerin. Sie nimmt sich sehr ernst. — — Aber auch der Garçon von gegenüber, mit der Serviette unter dem Arm, der bei uns schon sagenhafte Laternenanzünder mit langem Stock, selbst der feine Herr in weißen Gamaschen mit der „Ehrenlegion“ im Knopfloch und die kleine Modistin, angemalt wie ein Sioux auf Kriegspfad, — zeigen den nämlichen Ernst, hören zu und stehen auf Fußspitzen.

Luxuswagen prasseln über den Asphalt. Hoch oben steuert ein Flieger Le Bourget an, — was kümmert's den Mann, der am Haussims entlang seine „Kunstware“ ausstellt, unglaublichen Kitsch aus Urgroßmutters Hausrat. Was mag er bloß denken? Daß er bald die Hauswand nicht mehr nötig hat, daß der Louvre nächstens seine Kunst aufnehmen wird.

O göttliches, o sorgloses, naives Paris! Ja, du hast eine Seele und die ist ewig jung! —

Auf dem Boulevard St. Michel promeniert nach besuchtem oder geschwänztem Kolleg die akademische Jugend. Ich sitze in einem der Cafés, — die Stuhlreihen sind weit auf die Straße hinausgeschoben, — und lasse den geistigen Nachwuchs Frankreichs an mir vorüber defilieren. Viele „Achs" und „So, so" erinnern mich daran, daß deutsch die zweite Sprache im „Quartier Latin" ist. Ein elegant gekleideter Student legt mir eine Einladung zu einer Versammlung der „Action française" auf den Tisch. Ich beschließe spornstreichs, zu Léon Daudet zu gehen. Sicher werde ich ihn gut verstehen. Er ist ja ebenfalls gegen den Parlamentarismus und glühender Patriot. Unterwegs überholt mich trabende „garde municipale", Schutzmannstaffeln langweilen sich an Ecken, ich fühle mich plötzlich in Berlin-Alexanderplatz und sehe rechts und sehe links, um die empörten Massen zu entdecken. Nichts! — Stimmt, ich hatte ja vergessen, daß der Präfekt solche Aufzüge sehr ernst nimmt und dem Steuerzahler zeigen will, daß er in sicherer Hut vor den fürchterlichen „Camelots du Roi" ist, den Anhängern der „Action française", die eine Massenversammlung einberufen haben, um zu beweisen, daß Deutschland einen Revanchekrieg vorbereitet, Stresemann ein verkappter Pangermanist war, die „boches" alle Pariser Zeitungen in Sold halten, und daß die französische Republik ein Korruptionssumpf sei, Klotz und Oustric darin nur alltägliche Erscheinungen.

„Je n'ai pas d'autre fortune à faire que celle de la France!" ruft Daudet pathetisch aus, und unter frene-

tischem Beifallsgetrampel von tausend Personen, vor allem abenteuerlustigen Studenten mit ihren Dämchen, wandert der kleine, runde, eitle Franzose mit sauberem Scheitel auf der Bühne auf und ab und dünkt sich scheint's ein kleiner Garibaldi. Taktgesänge erschallen, es weht ganz große Theaterluft. Will man die Bastille zurückerobern? Wer zweifelt an ihrer Ueberzeugung „Gesta Dei per Francos"?

Ein Student stottert, jawohl stottert eine schlecht auswendig gelernte Rede herunter, und sein Hoch auf Prinz Henri Bourbon, der die 43 Könige repräsentiert, die die Größe Frankreichs schufen, läßt den Putz von den Wänden rieseln.

Ich nehme Notizen und bleibe sitzen; denn ich habe nicht die Ehre, Herrn Bourbon zu kennen. Noch dazu bin ich Ausländer und habe es —, eine sehr hübsche junge Dame spießt mich plötzlich mit ihrem Zeigefinger fast auf. „Debout!" schallt's von der Galerie und ich bin umringt.

„Debout!"
„'Suis étranger."
„Boche?"
„Non, Allemand!"

Gerade bleibt mir noch Zeit, meine Aktentasche und meinen Hut vom Boden aufzuraffen, über den Kopf zu halten, da hagelt es schon Hiebe. Die vaterländische Begeisterung sucht sich wie Dampf unter Hochdruck ein Ventil.

Der Weg bis zum Ausgang beträgt die Diagonale des Saales. Gott sei Dank, fliegt noch ein anderer raus, so daß die Kräfte sich verteilen. Draußen biegen sich die

Schutzleute vor Lachen. „Warum gehen Sie auch auf diesen Rummel!“

In einem Boulevardcafé werde ich mir klar, daß ein Vergleich zwischen Nationalsozialismus und „Action française“ unhaltbar ist. Ersterer entspringt gewissen Bedürfnissen und ist doch immerhin getragen von allen Klassen der Bevölkerung. Zu Léon Daudet treibt aber nur ein gewisser Snobismus, studentisches Abenteurertum und höchstens noch die Königstreue alter, aristokratischer Familien.

Aber es ist doch so schön, nach „stürmisch“ verlaufener Versammlung in kleinen Gruppen die Boulevards entlang zu laufen. Die Stöcke klingen ordentlich forsch auf dem nächtlichen Pflaster. Man fühlt sich doch, man ist doch was und scheint gefährlich, wenn man eskortiert wird von einer berittenen Abteilung in Goldhelm mit Schweif.

Nein, diese Republik hat keinen Grund zu zittern. Hier ist aber das Frankreich, das ich bis jetzt gesucht habe!

Mitte Dezember.

Auf der Sorbonne wird gearbeitet; das akademische Viertel gibt es nicht. Es ist sogar so streng, daß manchmal ein Beamter nach begonnener Vorlesung den Raum abschließt. In den Pausen begegnet man vielen Deutschen in den Wandelhallen, meist sind es Philologen. Spricht man mit ihnen, so wollen sie nur französisch antworten, und alle beabsichtigen, ihre Examen mit Auszeichnung zu machen; denn wehe dem, der nur „Gut“ hat!

Ich beschloß, mit zwei Studenten zu einer Vorlesung zu Victor Basch zu gehen. Er war ein alter Bekannter von mir. Ich war ja einer von denen, die ihn einstmals in Deutschland ausgepfiffen hatten. Ich muß feststellen, daß er uns wunderbar die deutsche Romantik klargemacht hat. Nur schade, daß größtenteils Deutsche im Raume waren.

Die Vorlesungen sind stark besucht, teils von älteren Herren und Damen, oft von besser gekleideten Arbeitern. Der Prozentsatz der studierenden Neger und Mulatten ist verschwindend gering. Auffällig ist ihre Eleganz und ihr Arbeitseifer. Ich sprach mit einem Araber. Er fühlt sich ganz als Franzose. Er spricht die Sprache des Landes und erfreut sich an der französischen Kultur. Komisch wirkte es, als er mir ernsthaft versicherte, daß er für Verständigung sei, bloß wisse er noch nicht, welche Parteirichtung er wählen sollte.

Der Franzose sieht eben in einem Neger seines Kolonialreiches fast einen ebenbürtigen Landsmann. Weiße lassen sich oft von schwarzen Unteroffizieren kommandieren und finden nichts Erniedrigendes dabei. Die Regierung schickte damals auch ohne Bedenken die schwarzen Truppen an den Rhein, nicht, wie mir viele Offiziere versicherten, um uns zu beschämen, sondern um die Landeskinder nicht von ihrer Arbeit zu holen. Wir, mit unserer Sinnesart, machten daraus mit gerechtem Grund „die schwarze Schmach“. Der Franzose fand aber nichts dabei. Viele geben aber jetzt zu, daß sie damals einen Fehler gemacht hätten.

„La toute grande France“ nennt der Franzose sein Land, einschließlich Algier und Marokko. Nach der „Illustration“ zu urteilen, muß es dort feenhaft schön sein.

Wann wird man uns unsere Kolonien wiedergeben?

Mitte Dezember.

Heute, an einem wunderbar klaren Sonntag, war ich im Oratoire du Louvre, der protestantischen Hauptkirche von Paris.

Wilfred Monod sprach, einer der Führer des französischen Protestantismus. Aufrecht stand er auf der Kanzel, wie eine Prophetengestalt, unendliche Güte in den Augen. Ich saß fast unter ihm. Ein Satz blieb mir besonders haften:

„Mögen Sozialisten, Ungläubige, das traditionelle Christentum anklagen, es sei teilnahmslos der Ungerechtigkeit in wirtschaftlichen Dingen gegenüber. Christ selbst erreicht diese Anklage nicht. Seine Saat war gut, nur der Boden, der die Saat aufnahm und entwickeln sollte, war schlecht.“

Nachdenklich ging ich an der Seine entlang nach Hause. Von diesen Hugenotten strömt eine gewaltige Glaubenskraft aus. Allein stehen sie, aber stark. „Glühen, und doch nicht verbrennen“ ist ihre Devise. Ihr Glaube hat einst Stürme überdauert. Sie tragen großes Erbe. Die besten verließen Hof und Herd und gingen in die Fremde, die allerbesten aber trotzten und blieben.

Wo wären wir heute, wenn unsere protestantische Kirche in Deutschland so stark wäre, wenn sie den Mut gehabt hätte, allein zu stehen!

Nach zwei Tagen erhielt ich die Aufforderung, Wilfred Monod zu besuchen. Ich ersteige die unzähligen Stufen zu seiner Privatwohnung. Eine kleine, feine Dame mit schwarzem Häubchen öffnet mir mit strahlendem Lächeln. Sie eilt mit zierlichen Schrittchen, um mich anzumelden. Ich beschaue die schlichten Wände des Korridors und werde in ein winziges Zimmer eingelassen. Ein Greis sitzt vor seinem Schreibtisch. Wenn das Zimmer nicht voller Bücher wäre, sähe es ärmlich aus. Es sind aber nicht die dicken Wälzer, die mir Achtung einflößen, noch das Bewußtsein, bei einem Gelehrten zu sein, dessen Ruf weit über Frankreichs Grenzen hinausgeht, — nein, von diesem alten Mann geht etwas aus, das jedes vorlaute Wort in diesem Raum verstummen läßt, etwas, das mich unbewußt zwingt, leise aufzutreten. Er spricht ruhig auf mich ein, es ist nichts Neues, andere hatten mir oft dasselbe gesagt. Aber hier wird es mir zum Erlebnis. Ich fühle, der da hat den Hader der Welt überwunden.

Er kommt auf die deutsche Not zu sprechen. Sie sei eine Prüfung, auferlegt von Gott, wir müßten uns auf uns selbst besinnen. Alle Kredite könnten nicht helfen, wenn der Deutsche sich nicht selbst wiederfände.

Draußen im Leben hätte ich vielleicht gelacht darüber, aber hier fühle ich plötzlich die tiefe Wahrheit dieser wenigen Worte. — — —

Bald baut draußen der Straßenlärm eine Mauer um mich, von fern stampft Jazzmusik. Jemand rempelt mich an, Kinoeingänge strecken ihre leuchtenden Fangarme nach mir aus, doch ich gehe gefeit an allem vorbei. — — —

Ernste Worte hatten mir einen Panzer geschmiedet.

Mitte Dezember.

Es herrscht ein tiefes Friedensbedürfnis im gesamten französischen Volk. Ich selbst habe bisher niemals einen Menschen getroffen, der nicht mit tiefem Abscheu von einem Kriege gesprochen, sei er nun Offizier oder Journalist, jung oder alt, reich oder arm gewesen. Bis jetzt bin ich noch keinem begegnet, der darauf gepocht hat, daß Frankreich den Krieg gewonnen habe. Ich glaube, daß der Franzose dem Krieg den Prozeß gemacht hat. Für ihn ist er barbarisch und überwunden. Ganz klar will ich das niederlegen, nach reiflicher Ueberlegung; denn das ist etwas, was wir in Deutschland nicht wissen und was uns immer und immer falsch gesagt wird. Erst gestern brachte eine angesehene deutsche Zeitung betreffs des Festungsgürtels, den Frankreich aufführt, einen Artikel, der schloß:

„Deutschland, Augen auf! Frankreich und seine Trabanten bereiten den neuen Weltkrieg vor.“ —

Die Mentalitäten der Völker sind grundverschieden. Frankreich ist ja auch älter, und uns in manchem um fünfzig Jahre mindestens voraus. Es braucht für uns keine Schande zu sein, aber man muß das wissen, um Dinge und Geschehen nüchtern zu beurteilen. — Der Deutsche z. B. in seiner Sinnesart faßt den Krieg als eine große Naturkatastrophe auf, die über ihn hereinbricht, gegen die er nichts machen kann. Der Franzose nimmt ihn mehr persönlich, mehr als Fehler in der Politik der leitenden Staatsmänner. —

Mitte Dezember.

Ein Pariser Arzt sagte mir heute:

„Ach, es geht doch nicht um Frankreich oder Belgien oder Deutschland! Es geht um Europa, um unsere europäische Kultur! Der Kampf muß ein Kampf für den Frieden sein. Indem Sie an die Furcht appellieren, können Sie dem Europäer nicht imponieren; denn er ist kämpferischer Natur, liebt das nordische Heldenideal. Lenken wir diese Kampfkraft auf das Gute.

Ach, sprechen Sie doch nicht immer von Hegemonie der Franzosen! Sehen Sie, auf dem Klavier steht Bach, dort in der Ecke hängt Dürer und ... hier ... liegt ein Messer: Solinger Stahl! Was gut ist, lieber Freund, setzt sich ganz von allein durch.

Wir müssen den Schleier zwischen den beiden Völkern zerreißen und gegenseitig Vertrauen gewinnen. Jede Geste der Franzosen Ihnen gegenüber ist eine Reflexbewegung auf irgendeine Wahl oder Stahlhelmdemonstration. Wenn Sie wirklich einmal den Eindruck erwecken, moralisch abgerüstet zu haben, so werden Sie sehen, daß die öffentliche Meinung für die Revision der Verträge ist. Natürlich muß das Volk aufgeklärt werden, es sind auch bei uns geheime Drahtzieher am Werke, die die Anzahl der Hitlerleute verdoppeln: und dem Volke weismachen wollen: Hitler ante portas! Der Franzose hat zu sehr gelitten. Vergessen Sie das nicht! Sehen Sie einmal nach dem Norden. Der Franzose will vor allem in Frieden seinen Kohl bauen."

Ich war gestern mit drei deutschen Studenten zusammen. Natürlich kam unser Gespräch auf Politik und auf Frankreich. Zwei von ihnen entwickelten Ansichten über die Franzosen, über Paris, die ich derartig blöde fand, daß daraus eine regelrechte Diskussion entstand.

„Ich bin während meines Aufenthalts in Frankreich viel nationaler geworden, als ich vorher war," sagte leidenschaftlich der kurze Bayer und stiebte wütend die Asche von seiner Zigarette.

„Jedes Dienstmädchen, jeder Kellner ist hier national. Dann, wie die leben die Franzosen! „Moulin rouge", „Moulin bleu" und alle diese „Boîtes de nuit" — ekelhaft!"

„Nun, ich komme ja wirklich ganz vom nationalen Lager, aus der preußischsten Stadt," warf ich ein, „aber ich bin anderer Ansicht. Sie können doch diesem Volke nicht zum Vorwurf machen, daß es sein Land und seine Zivilisation liebt! Es gibt ein Franzosentum, wie es ein Deutschtum gibt! Sprechen Sie einmal mit den Franzosen, die in Deutschland waren. Die sagen, wir hätten ja keine internationalen Sozialisten, die tobten sich nur auf Zeitungspapier und in der Theorie aus. Der letzte Sozi bei uns spräche vom Deutschtum, und sein Sohn sei im Verein fürs „Deutschtum im Ausland" usw. Wir bleiben immer Fremde in einem Land, weil wir keinen Anteil an der Gemeinschaft nehmen. Das können Sie doch im innerpolitischen Sinne nicht „national" nennen! Was haben Sie denn im „Moulin rouge" gemacht? Ah, angesehen! — Die andern auch! Ich habe bis jetzt noch

keinen Deutschen getroffen, der nicht dort war. Geradezu Ehre legt man darein, das in Berlin zu betonen. ‚Wie meinten gnä' Fräulein — Moulin rouge? Natürlich war ich da!'" —

Ich sah am selben Abend eine große Zeichnung. Ein Dirigent mit Taktstock leitete einen riesigen Gesangverein, der Deutschland darstellen sollte. Aus den lieblich geöffneten Mündern kamen die Worte: „Korri — Korri — Korridor!" —

„Nun, Deutschland ist einig, wenigstens in der Reparationsfrage. Man kann keine zwei Minuten mit einem Deutschen zusammen sein," stöhnte die Frau eines Pariser Komponisten, „ohne daß er nicht vom Korridor, von Versailles, von den Kolonien und vom Youngplan anfängt!"

„Ja, Madame, das sind aber auch unsere Schicksalsfragen!"

Mitte Dezember.

Wenn ich meine Tagebuchblätter durchsehe, so muß ich feststellen, daß ich in vielem meine Meinung geändert habe. Ganz unmerklich war es gekommen. Jeder Tag brachte ein neues Erlebnis, ließ mich eine neue Erfahrung machen. Die Gradmesser jener Veränderungen sind vor allem Briefe und die Zeitungen, die man mir schickt. Da lese ich Dinge, bei denen ich mich oft frage, ob ich sie früher geglaubt hätte. Wenn ich einfache Beobachtungen Freunden mitteile, so bekomme ich meist ausfällige, beleidigende Briefe, die enden:

„Vergiß nicht, ein guter Deutscher zu bleiben!" oder: „Du bist eine kleine Hetzapostelnatur!"

Das sind meist die sehr „sachlichen“ Gegenargumente, mit denen man versucht, mir zu beweisen, daß ich falsch gehört habe, — daß ich mich habe einwickeln lassen. Einer meiner besten Freunde fragte sehr liebenswürdig an, ob ich von den Franzosen bezahlt, oder von der Fremdenlegion angeworben sei? Das Eigenartigste daran ist, daß ich in diesen Briefen nur sehr vorsichtig eigene Urteile abgegeben habe, nur Tatsachen brachte, die ich einwandfrei feststellen konnte.

Zum Beispiel schrieb ich an v. R. meine Eindrücke über den Remarque-Film, den ich in einem der besten Kinos in Paris sah.

„Du kannst Dir also denken, mit welcher Spannung ich zu Remarque ging; denn ich hatte Eure Proteste (weiße Mäuse usw.) von hier aus verfolgt. Ein gutes, ausgesuchtes Publikum füllte den Vorführraum. Ich sah Offiziere mit ihren Damen, gutgekleidete Herren und Studenten. Die deutschen Lieder ertönten, und ich, der ich sie über ein Jahr nicht mehr gehört hatte, summte sie fröhlich mit, so daß die „Polytechniciens“ vor mir sich erstaunt umsahen. Ich muß aber ehrlich sagen, daß der Film mich in seiner Wucht mitgerissen hat. Er sollte den Eindruck entstehen lassen, daß der Krieg in seiner heutigen Form ein Nonsens sei. Nun, ich möchte mal den sehen, der sich unvoreingenommen diesem Eindruck entziehen könnte. Eine Stelle verletzte mich allerdings: die Antwort, die Paul während seines Urlaubs seinem Lehrer in der Klasse gibt. Ich finde sie taktlos den Gefallenen gegenüber. — Aber darum geht es ja gar nicht. Die Frage ist, ob der Film unserem Ansehen im Ausland schadet, und das fand ich nicht! Mir wurde von vielen

Leuten versichert, jetzt sei der deutsche Soldat ihnen erst menschlich näher gekommen. Sie hätten gesehen, daß auch er gelitten und seine Pflicht getan habe, trotz Mangel an Nahrungsmitteln in der Heimat und an der Front.

Hinter mir hörte ich einen Herrn sagen: „Man muß bedenken, daß die Deutschen ihre Pflicht unverzagt erfüllten, obgleich sie wußten, daß sie den Krieg nicht mehr gewinnen würden!"

Von manchen wurde die Stelle beklatscht, wo man vorschlägt, die Minister und Generale beider Länder zu versammeln und sie gegeneinander zu schicken.

Sonst herrschte tiefe Stille.

Von den Franzosen wurde natürlich das deutsche Filmverbot mit viel Mißtrauen aufgenommen, denn sie behaupteten gleich, Deutschland wolle seiner Jugend einen Anschauungsunterricht über den Krieg verweigern. Deshalb schickte ja unser Botschafter von Hoesch ein Protesttelegramm nach Berlin und machte darauf aufmerksam, daß das Verbot in Frankreich falsch verstanden würde.

In Rouen ist nun die gesamte Garnison in den Film geführt worden. In Polen ist er verboten, weil er das deutsche Prestige fördern soll. In Italien ebenfalls, aber hier, weil der Duce in ihm eine Gefährdung des Wehrwillens sieht.

Jedoch auch Frankreich hat mit der Schere gearbeitet und jenes Flußabenteuer herausgeschnitten, weil es verletzend für den Poilu sein soll, daß sich französische Frauen deutschen Soldaten gaben, während er mit seinem Leben jeden Handbreit Boden verteidigte.

Im Film „Vier von der Infanterie“ hat man eine ähnliche Stelle gelassen, er läuft mit großem Erfolg seit Wochen.

Ich kann wirklich nichts entdecken, was dem deutschen Ansehen schaden sollte. Gerade wir im Ausland müßten doch das am ehesten empfinden.“ —

Auf diesen Brief bekam ich heute eine sehr gesalzene Antwort:

„Daß Du diesen Schund- und Hetzfilm in Schutz nimmst, hat mich doch arg von Dir verwundert. Männer, die draußen vier Jahre lang gelegen haben, und wir Jungen, die wir das Geschehen nur ahnen, wir wollen nicht, daß der Heldenkampf eines Volkes als eine Art Bordellbetrieb geschildert wird, zur Freude des Vereins der Deserteure und zur Verächtlichmachung dem Ausland gegenüber!“

Ich wette, wäre der Mann unvoreingenommen, ohne Parteiparole, in den Film gegangen, so hätte er ihn mit andern Augen gesehen!

Wie haben wir Jungen denn im Januar 1929 Remarques Buch gelesen? Einer gab es mir, nachdem er es in einem Zuge gelesen hatte. Er sagte nur:

„Du, das ist ganz groß!“

Ich las es in derselben Nacht durch, lief zu v. R., und der las es in der folgenden. Wir drei waren erschüttert und gepackt. —

Als wir aber einige Tage später zusammenkamen, hatten wir spaltenlange Kritiken verdaut. Wir sahen uns von der Seite an und sagten: „Scheußlich!“

Parteiparole — Herdenbewußtsein!

Nein, man soll als freier Mensch sein Urteil bilden und zu stolz sein, vorgekaute Meinungen hinunterzuschlucken.

Heiligabend.

Weihnachten in Paris. Buden, vereinzelte Weihnachtsbaumstände, Lichtreklamen für die Kinder, volle Geschäfte und hastende Großstädter.

Da steht an einer Straßenecke dicht gedrängt ein Menschenhaufe. Die Köpfe wackeln im Takt von links nach rechts, man wippt in den Knien. Der Herr dort mit wehendem Bart stapst beständig nach einem unbekannten Rhythmus mit dem rechten Fuß. Man zuckt mit den Schultern, wiegt sich in den Hüften, — alle scheinen so unberührt vom Straßenlärm, der über ihnen zusammenschlägt.

Schnell über den Fahrdamm. Der Polizist stoppt mit eleganter Armbewegung den strudelnden Verkehr, den weißen Marschallstab schwingend. Wie Moses sein Volk durchs Rote Meer, so leitet er zwei Kinder über die Straße. Aber bitte, das ist eine ernste Angelegenheit! — Alle Chauffeure liegen mit den Ellbogen auf ihrem Steuer und lassen gemütlich die drei vorüberziehen. Der Anblick ist auch zu rührend! Ich störe natürlich dieses Großstadtidyll, und hinter uns vieren schließt sich brausend die Gasse.

Jetzt klingen mir Akkorde ans Ohr. Sie steigen aus der dichtgedrängten Menschenschar. Alt und jung hält ein Notenblatt in der Hand. Im Mittelpunkt des Kreises hält ein Mann eine Ziehharmonika auf den Knien, eine

Geige schluchzt und einer singt mit zitternden Bartspitzen, jedes Wort mit entsprechender Geste unterstreichend:

„Quand je pense à toi...“

Ach so, Maurice Chevaliers Tonfilmlied. Maurice ist der ungekrönte König von Paris und der Schwarm aller Backfische. Ach, was sage ich, selbst den älteren Semestern verdreht er noch den Kopf und stiftet Unfrieden in manchem Pariser Haushalt; denn „sie“ benutzt oft das Wirtschaftsgeld, um zu „ihm“ zu gehen.

Er ist der Mann, der dreizehnmal mehr verdient als der Präsident der Republik.

Eine verblühte Jungfer neben mir klappert schmachtend mit den Augendeckeln und spitzt bei „toi“ ihr Purpurrosenmündchen, daß schier ein Schweineschnäuzchen daraus wird.

„Quand je pense à toi...“

Ich sehe ihr interessiert zu. Sie stutzt und forscht in meinem Gesicht. „Continuez toujours!“ bemerke ich ermunternd. Da prasseln aber die Schimpfworte auf mich los, maschinengewehrartig, hundert Schuß in der Minute. Ich trete geordnet den Rückzug an und höre nur noch ein Gurgeln, das in der höchsten Stimmlage abbricht.

Mein inneres Gleichgewicht kann ich erst an der nächsten Straßenecke wieder herstellen.

Seitdem kann ich dieses Lied nicht mehr leiden. Tant pis pour Maurice Chevalier!

Da wollte ich mir einen hübschen Schlips schenken. Ein fliegender Schlipshändler steht, nach rechts und links schielend, wie ein Pfeiler im Strom. Um ihn brodelt die Menschenwoge. Ich auch.

„Welch interessante Farbe da!“ — Peng! fliegt der Koffer zu. Ah, ich kapiere, ein Polizist. Der Händler, jetzt ein Reisender mit einem Koffer in der Hand, fragt mich plötzlich bescheiden nach einer Straße. Schmunzelnd folge ich ihm, wie er federnd weiter geht. In der Schaufensterscheibe beobachtet er den Polizisten. Die Luft ist rein. Koffer auf, ich zahle. — Dicke Luft! Peng, der Koffer fliegt wieder zu. Mit wedelnden Rockschößen verschwindet der Mann mit meinem Schlips und dem Geld in einem Warenhaus. Wie ein folgsames Hündchen laufe ich nach, und stecke endlich meine sauer verdiente Krawatte zu mir, durch die ich mich unwiderstehlich zu machen gedenke. Wir verabschieden uns als alte Bekannte; denn gemeinsam überstandene Gefahr verbindet.

Die Menschen sind mit Paketen beladen, Maler schleppen Leitern und zaubern reizende Geschichten auf die Schaufenster der Restaurants. Der „kleine Pariser“ will nämlich feuchtfröhlich in den ersten Weihnachtstag hineintanzen. —

Am Abend finde ich traurige Briefe aus der Heimat vor, und ich tauche wieder zurück in die deutsche Welt, in der man mit Sorge an das Morgen denkt. O, dazu beitragen zu können, daß wieder Sonne über Deutschland scheine, daß in jedem Heim die Kerzen sich wieder in den Augen glücklicher Kinder spiegeln. Ein Wunsch ringt sich in mir empor. Möge der Deutsche Einkehr halten und sich auf sich selbst besinnen, sein Schicksal fest mit Gott und Land verknüpfen, dann würde bald aus einem deutschen Karfreitag ein strahlender Ostermorgen. Ja, Lienhard hat recht:

„Wenn Deutschland seine Sendung vergißt,
Wenn Deutschland, nachdem es die Meere befahren,
Den Völkern nicht mit ein Führer ist —
Zum Innenreich, zum Unsichtbaren —
Zu Gott und Geist —
Wenn Deutschland vergißt seine heilige Sendung,
Und nicht mehr vorangeht im Drang nach Vollendung,
Wenn es vom Haß, der in Spannung hält die eiserne Welt,
Zu neuer Liebe den Weg nicht weist —
So wisse, auch dein Reich und dein Glück zerschellt!"

Ende Dezember.

In vielen Studentenklubs, in denen ich durch Empfehlungen Eingang gefunden hatte, kam ich in nahe Berührung mit der französischen Jugend, und fand wirklich prächtige Menschen unter ihnen. Groß ist die Zahl derer, die Privatreisen in Deutschland unternommen hatten und ihre Eindrücke lebendig im Kreise der Kommilitonen wiedergaben. Ich hatte Gelegenheit, diesen Abenden beizuwohnen, und war sehr erstaunt über die Objektivität, mit der sie ihre „Privatuntersuchungen" gemacht hatten, und mit welchem Verantwortungsgefühl sie oft Urteile fällten. Alle Probleme, von Frankreich aus gesehen, bieten sich ja ganz anders dar. „Beweise eures Friedenswillens wollen wir sehen!" ruft man in Deutschland Frankreich zu; aber das französische Volk sagt mit derselben erschütternden Ehrlichkeit: „Gebt endlich einmal ein Zeichen von Anerkennung für all die euch bereits gemachten Zugeständnisse, ihr Deutschen!"

Tragisch ist es, zu beobachten, wie jede Seite von heiliger Ueberzeugung für ihr Recht durchdrungen ist. Und doch haben **beide** Unrecht! Wenn beide Gegner gemeinsam einmal das Gute herausschälen wollten, das schon geschehen ist, würde eine gesunde Atmosphäre geschaffen werden. Aber das läßt sich nicht kommandieren! Bis jetzt versteht der eine die Sprache des anderen noch nicht, wendet sich entsetzt ab und verliert Achtung, Treu und Glauben für manchen gerechten Einwurf des Gegners, nur, weil er in tragischer Verwicklung der Dinge die Ereignisse unter einem anderen Gesichtswinkel sieht.

Wie oft sehe ich junge Menschen hier entsetzt die Zeitung sinken lassen. Düster schütteln sie den Kopf, dann plötzlich... erwacht ein Gedanke in ihnen: „Sollte ich nicht den Deutschen doch mal fragen?" Dann kommen sie an. Bald sind wir von vielen umringt, und ich versuche ihnen Stimmung und Geist der Heimat klarzumachen, aus denen bestimmte Ereignisse geboren sind.

Wie recht hat doch Capitaine Bach: Wir müssen uns kennenlernen und aussprechen; nach einer ehrlichen Aussprache, Aug in Aug, kann man nicht mehr hassen. Es sei denn, der Gegner ist seelisch und geistig beschränkt, und dann hat man eher Mitleid mit ihm statt Haß.

Stunden schlagen wir uns oft mit den politischen Problemen herum. Man erörtert das Hin und Wider des Korridors, man untersucht den moralischen Anspruch eines Volkes auf Lebensraum, und, wenn dann die oberflächlichen Menschen genug Schlagworte in die Unterhaltung geworfen, — wenn sie mit Zahlen jongliert haben, die sie nur so aus dem Handgelenk schütteln, Zahlen mit dickprotzigen Nullen, — mit denen man alles

und gar nichts beweisen kann, — wenn diese Leute ihr Wissensreservoir geleert, ganze Leitartikel nachgeplappert haben, und kometenartig verschwunden sind, — dann bleiben einige wenige zurück, und wir schürfen tiefer.

Wir suchen Schuld und Ursache all der Nöte und Verwicklungen; denn eine Schuld muß doch da sein! Denn noch steht die Sonne am Himmel, noch erzeugt sie mit ihrer göttlichen Kraft täglich mehr Nahrung als alle Menschen in einem Jahre bedürften. Noch ist Platz genug auf der Erde, noch besitzen wir das köstliche Kleinod, die Lehre Christi, die uns einen Weg zeigt, die Schwierigkeiten unserer „Ich"-Befangenheit siegreich zu überwinden. Aber Menschenschuld und dämonische Eigenbedingtheit der Systeme lassen zu, daß man in Südamerika den Kaffee verbrennt, in Kanada Lokomotiven mit Korn heizt, während fünfhundert Kilometer weiter vielleicht eine Familie verhungert. Ist es nicht toll, daß die einen spazieren gehen müssen, um Hunger zu bekommen, während die anderen, um ihn zu verhüten, tags im Bett bleiben? Warum wendet sich plötzlich alles, was der Mensch geschaffen hat, gegen ihn? Hat uns die Maschine besiegt, weil wir sie zum Gott erhoben?

Wenn wir dann soweit vordringen, daß Ahnungsschauer durch unsere jungen Seelen ziehen, so fühlen wir, daß ja bei jedem die Schuld liegt, bei unseren Eltern, bei unseren Geschwistern, vor allem bei uns selber, und daß wir selbst den Schlüssel tragen, der uns einmal weit das Tor öffnen kann, hinaus in den sonnenbeschienenen Raum der Zukunft.

Und das ins tatsächliche Leben übertragen heißt: Feilen an sich, — streng gegen sich selbst sein! Verzichten

können zum Wohle der anderen. Vertrauen haben in die Zukunft, auf Gott und Umwelt. Die ganze Wahrheit wissen wollen.

Heißt: Zur rechten Zeit schweigen und sprechen und aufklären ... —

Spät nachts komme ich heim, — wühle in meinen Papieren, werfe Hefte, Aufzeichnungen, Zeitungen rechts, links zu Boden — —

Wo, — wo in aller Welt las ich das einmal anders, besser, — schöner? Ich blättere im Tagebuch, ... Südfrankreich, ... Schweiz ... Da habe ich es, der französische Offizier in Fleurier sagte es damals:

„Lieben, Helfen, Raten, Versöhnen, sich opfern, Gott dienen, dem Vaterland, der Menschheit." — — —

Und nun bin ich durch Erleben selbst dazu gelangt!

Und hier steht unter vielem auch:

„Vergiß niemals, daß die Wahrheit der Schlüssel „zum Frieden ist. Diese Wahrheit ist ein kostbares Ge„fäß, das in tausend Stücke zersplittert ist, und Du be„sitzest nur ein Stück davon. Du wirst nie im stande „sein, allein das Gefäß auferstehen zu lassen. —

„Zwinge niemandem Deine Ueberzeugung auf, gib „sie ihm so kristallklar wieder, daß er von selbst dazu „kommt. — "

Morgen ist Neujahr — — —

Anfang Januar.

Es gibt nur ein Thema in Paris: „Deutschland!" Auf den Bahnhöfen stehen die Bücher mit mehr oder minder flammenden Aufschriften. Zeitungen bringen lange Leit-

artikel mit Bildern von Hitler. Sie wissen hundert Dinge zu erzählen, ein Journalist hält sogar unsere geometrischen Gestelle in den Wäldern und auf den Bergen für geheime Festungsanlagen. Die Versammlungen jagen sich. „Wohin geht Deutschland?“ „Deutschland und wir“, usw.

Ein bekannter Pariser Advokat hielt im Namen der „Internationalen Freundschaft“ einen sehr lehrreichen Vortrag über seine Reise in Deutschland. Besser konnte ein Deutscher selbst unseren Standpunkt nicht erläutern, als es dieser Radikalsozialist tat. Er trat mit anschaulichen Argumenten für die teilweise Aufhebung des Danziger Korridors ein, oft stürmisch unterbrochen von Beifallskundgebungen, und er stellte mit überzeugender Klarheit fest, daß ein Land mit solchen Verträgen auf die Dauer nicht leben könne.

„Gewiß, Metternich mag auf den Wiener Vertrag eben so stolz gewesen sein wie unsere Minister auf den von Versailles, aber ich bitte Sie, was ist vom Wiener Vertrag geblieben?“

Der Saal war übervoll, das gesamte Publikum hatte nur auf Einladungskarten herein kommen können. Viele Studenten standen an den Wänden, und neben mir entdeckte ich meine beiden deutschen Freunde von neulich. Ich fragte gleich, was sie davon hielten? — „Gott, der Redner ist eine Ausnahme“, meinten sie wegwerfend. Jedoch die Begeisterung und der anhaltende Beifall der überwiegenden Mehrheit bewiesen, daß fast alle mit dem Vortragenden übereinstimmten. In der Diskussion stand ein älterer Herr auf.

„Ist dem Redner bekannt, daß der Stahlhelm...., daß Hitler...., daß das Budget der Reichswehr...., daß die Zivilluftfahrt....., —“

Anklage häufte sich auf Anklage. Seine Ausführungen steigerten sich zu dem leidenschaftlichen Ausruf: „Die Deutschen sind die Teufel selbst!“ — Der Satz ging unter im brausenden Hohnlachen der anwesenden Jugend. Der Redner fertigte ihn ab, und wies darauf hin, daß Frankreich durch seine mißtrauische, egoistische Haltung die Nationalsozialisten in Deutschland geradezu gezüchtet habe.

Ein Pole ließ Zahlen aufmarschieren, um die Berechtigung des Korridors zu beweisen. Jedoch die Sympathie war nicht auf seiner Seite; denn der Franzose war in den Saal gekommen mit der inneren Einstellung, etwas Günstiges von Deutschland zu hören. Ein Student stand auf, verurteilte mit zündenden Worten den Schuldparagraphen. „Solange diese Lüge bestände, so lange könnte es keinen Frieden geben.“ — Ein Tumult von einigen älteren Herren entstand.

„Das hätten Sie am 11. November 1918 nicht zu sagen gewagt,“ tobte eine Stimme durch den Saal.

Ein anderer erhob sich und führte aus, die deutsche Jugend sei bereit, die Gewehre in die Hand zu nehmen! „Lassen wir uns nicht einwickeln!“ — Krebsrot setzte er sich wieder.

„Ist denn kein Deutscher hier?“ rief einer. Meine Landsleute, mit denen ich jene Auseinandersetzung über „Moulin rouge“ gehabt hatte, fanden auf einmal, daß ich besser französisch spräche als sie, und schoben mich liebevoll vor. Auf dem Weg bis zur Rednertribüne hatte

ich das peinliche Gefühl, meine französischen Sprachkenntnisse auf dem Stuhl zurückgelassen zu haben. Doch Angst und Geld haben wir nie! Oben angekommen, hörte ich selbst verwundert plötzlich meine Stimme die allgemeine Stille beherrschen. Ich sprach von der deutschen Jugend, wies auf den Raummangel unseres Volkes hin, der einzig in der Welt daständе. Wir wollten nur leben in voller Gleichheit mit den andern Nationen. Ich sei überrascht von dem Verständnis vieler Anwesender und hätte früher so etwas in Frankreich nie für möglich gehalten. Leider höre man nie ein Echo einer derartigen Versammlung bei uns in Deutschland.

„Ist ja alles gar nicht wahr!" rief mir einer mit fuchtelnden Händen zu.

„Ja, mit Ihnen" entgegnete ich ihm, „ist wohl nichts mehr anzufangen. Aber Sie haben vielleicht einen Sohn, der noch jung ist, der noch Vertrauen und Glauben hat. Mit dem wollen wir ein neues Europa bauen, in dem jeder in Gerechtigkeit und Frieden leben kann!" —

Die Hände von einem Dutzend junger Menschen streckten sich mir entgegen, als ich in den Kreis meiner stillgewordenen Kameraden zurückkehrte. —

Mitte Januar.

Paris trug tagelang Kummer. Und hinter diesem Paris fühlte man in Sorgen ein ganzes Land. Auf jedem Gesicht stand es geschrieben, manch Lachen ließ es voreilig verstummen, und von hundert verwehten Gesprächsfetzen flatterte immer ein Name nur her. Frühmorgens brachte

der Bäckerjunge mit den langen Semmeln die neuesten Meldungen ins Haus. Tagsüber kroch ganz gegen sonstige Gewohnheit der Drache, die „Concierge“, zahm aus ihrer Höhle der Hausvogtei, informiert wie immer, aber heute hatte ihre Art etwas Rührendes. — Der Bankier sprach ganz gegen seine Gewohnheit mit seinem Chauffeur darüber, bevor er sich ins Polster fallen ließ. — Der Abteilungsdirektor fand zwischen zwei Briefen Zeit, dem Tippfräulein aus der Zeitung etwas Wichtiges vorzulesen.

Alle aber trugen dieselbe Sorge, wie dort jene mühselig lesenden Arbeiter am Zeitungskiosk, arme Teufel, ohne Hoffnung, — und es lag ein wenig Müdigkeit in der Bewegung, mit der die beiden ihre Beschäftigung wieder aufnahmen. Auch sie hatten den nämlichen Ernst in den Augen wie der Bankier und sein Chauffeur, der Direktor und seine Angestellte. Die Majestät der Trauer adelte sie, wie den greisen General Pau, der gebeugt die Klinik Rue Oudinot verließ und schweigend die barhäuptige Menge grüßte, Arbeiter, Frauen, Studenten ...

Feiner Regen rieselte nieder, Polizisten sprachen leise miteinander, der Großstadtnebel kroch die Hausfront hinauf, hinter der er im Todeskampf lag; er, um den die Sorge um Plätze und Straßen strich: „der Großpapa Joffre“.

Und dann defilierte eine Volksmenge tagelang an dem aufgebahrten Marschall vorüber: ein Volk in Trauer.

Nach drei Tagen trug man ihn zu Grabe. Die Großen des Landes begleiteten ihn. Das Rot der Kardinäle wurde abgelöst vom „Bleu horizon“ der französischen Kompagnien, vom Schwarz der Minister, vom dreifarbig

wogenden Geflatter der Fahnen. Uniformen, Orden, fast vergrub die Pracht den Sarg auf der Lafette, auf der jener lag, der keine Memoiren schrieb, und doch ein großer Mann war, der nie ein schmähendes Wort gegen Deutschland fand und ein achtbarer Feind bleiben wird.

Feierlich entblößt die ergriffene Volksmenge das Haupt. Es liegt etwas Religiöses in dieser Bewegung. Dies Volk ist einig, und das nicht bloß in der Trauer. Vielleicht ist der neben mir Sozialist, aber er hebt seinen Sohn hoch und sagt klar und deutlich: „Da, Bengel, das war der Retter Frankreichs!“ Und der Mann dort, der in der Menschentraube am Kandelaber hängt, hat vielleicht etwas vom Kommunismus läuten hören. Aber jetzt ist alles vergessen; denn dort vor seinen Augen zieht Frankreich vorüber, er ahnt Geschichte, grüßt mit seinem Herzen alle jene schweigend, die sein Blatt gestern schmähte und fühlt sich stolz Teil eines Ganzen, Bürger von Frankreich.

Und hinter diesen Leuten in Ergriffenheit ahnt man das ganze Land, und man ahnt ebenfalls den weiten Weg, den wir in Deutschland zurücklegen müssen, um auch einmal so innig zu einem Granitblock zu verwachsen.

Mitte Januar.

Gestern lernte ich einen jungen Ingenieur kennen, den Führer der Pariser Kreuzritter. Auch er war letzthin in Deutschland gewesen. Das scheint ja augenblicklich große Mode in Frankreich zu sein! Er nahm mich auf einige seiner Vorträge mit, in denen er seine Erfahrungen

der Jugend erzählte. Man kann sich keinen besseren Advokaten für Deutschland denken.

„Wir haben eine christliche Pflicht," schloß er, „Deutschland zu helfen. Der Deutsche leidet seelisch und körperlich."

Ich ergänzte seine Ausführungen während dreiviertel Stunden. Wir hatten die vierzig bis fünfzig jungen Menschen sehr nachdenklich gemacht. Ich bat später den Ingenieur, seine Anklagen gegen Frankreichs egoistische Außenpolitik ein wenig zu mäßigen; denn es stelle sich durch Uebertreibung zu leicht eine Reaktion bei den Zuhörern ein, und alle guten Absichten seien dann vereitelt.

Er beharrte jedoch auf seinem Standpunkt. „Was ich sah, sage ich auch! Tun Sie dasselbe in Deutschland. Wir müssen die Menschen wachrütteln."

Wirklich, die Kreuzritter steigen in meiner Achtung. Es steckt etwas dahinter, nur muß man sich hüten, zu übertreiben, und sei es auch für die gerechte Sache.

Mitte Januar.

Die U. C. J. G.*) in der Rue de Trévise in Paris zeichnet sich vor allen Schwesterorganisationen in ganz Frankreich durch ihre deutschfeindliche Haltung aus. Mir fiel ein Heft in die Hände, worin sie ihren Standpunkt in wenig schöner Art verteidigen. Hier ist das Frankreich, wie wir es uns in der Heimat immer einbilden. Man kann es natürlich auch in einer bestimmten Tagespresse wieder finden. Jedoch der einzelne Franzose denkt anders. Schon die jungen Leute, die in der Rue de

*) Union Chrètienne de Jeunes Gens.

Trévise verkehren, vertreten keinesfalls die Meinung jener Geldgeber, die diese Union leiten.

Aber was nützt uns der einzelne Franzose, kann man entgegenhalten, wenn die vorherrschende Presse und die leitenden Stellen deutschfeindlich sind? Gewiß, der Einwurf ist berechtigt. Aber man könnte die Stellungnahme des vernünftigen Teils des Volkes, die rein gefühlsmäßig ist, verstärken, so daß die Masse nicht mehr hinter jenen Regierungsstellen steht und jene Presse ignoriert. Bis jetzt haben jene deutschfeindlichen Elemente immer Material gehabt, um dem Volke zu beweisen, daß ihr Mißtrauen berechtigt war. Sie haben wie immer auf die Stahlhelmparaden hinweisen können und sie höhnisch ververgleichen mit den pazifistischen Kundgebungen der „Association des Anciens Combattants“ in Frankreich. Der Franzose hat gelesen, daß bei allen Abkommen im Reichstag die Rechtsparteien versichert haben, daß alle bisher abgeschlossenen Verträge für die Zukunft für sie keine Bindung bildeten.

„Was dann also?“ fragte er sich erschreckt. — „Chaos, Krieg!“ rufen ihm die um Coty und Marin zu.

Unruhig, mißtrauisch starren weite Kreise auf den Rhein, lehnen jede Verständigung, Entwaffnung ab, sehen düster zu, wie die deutschen Rechtskreise sich vermehren. — „Wozu auch den Deutschen Geld borgen, morgen kommen vielleicht Hitler, Hugenberg ans Ruder, das Wettrüsten beginnt, und wer garantiert mir dann mein Geld?“

Er merkt keineswegs, daß er durch seine ablehnende Haltung die deutsche Rechte vermehrt!

Unsere Nationalisten ahnen wieder nicht, daß ihre Aufmärsche und Proklamationen jegliche friedliche Revision unmöglich machen, und daß sie dadurch, mögen sie auch zehnmal widersprechen, den neuen Krieg vorbereiten.

Ich mache da nicht mehr mit! Wir müssen alle heraus aus diesem Teufelskreis!

Der Welt imponiert auch heute eine von tiefer Verantwortung getragene Rede, die ihre moralische Stütze in der gesamten Nation findet, viel mehr, als der dumpfe Marschtritt von 120 000 Paar Stahlhelmerstiefeln!

Aber die Stahlhelmer werden weiter marschieren, und wir werden nicht verstehen, daß unsere beabsichtigte Einschüchterung im Gegenteil ein Verhärten der gegnerischen Front gebracht hat.

Ende Januar.

Der Romane, der Franzose, kraft seines Temperaments, kann ganz anders hassen als der Deutsche. Auch will mir manchmal scheinen, es fehle ihm eine gewisse Achtung dem Gegner gegenüber, die bei dem Engländer selbstverständlich ist. Wenn man z. B. die französische Vorkriegsliteratur und die leichteren Gesellschaftsromane liest, wird man erschrecken, mit welch ätzender Ironie er alles anfällt, was deutsch heißt. Die französischen „Lettrés“ tragen daran einen großen Schuldanteil. Sie beherrschen ihre Sprache, die ja schon von den Römern geknetet war, wie ein Australier seinen Bumerang. Sie erlaubt ihnen in Geistesschärfe, oft nur in drei Worten das auszudrücken, wozu wir in unserer Sprache zu einer Erklärung ausholen müssen. Als Joffre starb, ein

Mann, dessen lautere Größe wir in Deutschland immer anerkannten, gab es gewisse Presseberichterstatter, die ausfällig und taktlos gegen Deutschland wurden. Eine Zeitschrift von Weltruf („Illustration“) brachte einen Artikel, der kaltblütig folgendes feststellte:

„Joffre hat Frankreich gerettet. Schlachten wie die an der Marne gibt es nur noch zwei in unserer tausendjährigen Geschichte. Bei Châlons hielt man die Horden Attilas auf, und bei Poitiers schlug man Mohammed zurück ...“

Hätte ich nicht gewußt, daß es noch ein anderes Frankreich gibt, eins mit mehr Takt und besserer Einsicht, dann hätte ich den Koffer gepackt, wäre nach Hause gefahren und hätte Haß gepredigt. Der Colonel A. G. mag diesen Satz vor seinem Gewissen verantworten.

Wie billig, wie dumm ist doch diese Art „Patriotismus“ — sie verfälscht auch ganz den Charakter des französischen Volkes, der einen tiefen Drang nach Ruhe und Verständigung hat.

Wenn Frankreich etwas daran gelegen ist, mit uns ehrlich geistig zu ringen, dann möge es seinen Publizisten mehr auf die Finger sehen, es macht sonst eine gegenseitige Achtung unmöglich. Auch wir haben an uns zu erziehen, und müssen begreifen lernen, daß man ein guter Deutscher sein kann, ohne geringschätzig über seine Nachbarn zu denken.

Ende Januar.

Professor Basch und Grumbach sprachen über den Weg Deutschlands. Es war sehr voll, man sah auch hier wie bei uns jene idealistischen Apostelgesichter, mit wehen-

der Mähne, viele Arbeiter und kleine Bürger. Im beschwörenden Ton, mit erhobenen Armen rief Basch den Sozialisten zu:

„Glauben Sie einem Mann, der über vierzig Jahre Deutschland und seine Literatur studierte. Das deutsche Volk hat augenblicklich den Kopf verloren, zuviel Unglück brach herein: der unmoralische Friedensvertrag, die Inflation usw. Bedenken Sie, daß dieses ehemals so reiche Volk sich seit 1914 nicht mehr satt essen konnte und der gewöhnliche Deutsche ißt dreimal mehr als der Franzose. (Ein lautes „Hoppla" entfuhr mir da.)

Wir mit unserem Mißtrauen züchten ja die deutschen Nationalisten. Laßt uns weiterhin arbeiten für Verständigung und gerechte Verträge, trotz Stahlhelmparaden, trotz Treviranusreden und trotz Hitler."

Das war ungefähr der Sinn seiner leidenschaftlichen Verständigungsrede. Und nun malte Grumbach ein wahres Zerrbild der „Nazi"partei. Er zeigte, daß er absolut nichts davon verstanden hatte, daß er zu seinen sozialistischen Freunden in Deutschland gegangen war, und die hatten ihm ein vollkommen falsches Bild gegeben. Sie hatten nicht erwähnt, welche Sehnsucht die Jugend unter die Fahne trieb, nichts von ihrem Opfergeist, von Kameradschaft, ihrem Glauben an die Zukunft, — nichts von alledem.

Und wiederum wurde mir sonnenklar, daß man, um einen Feind geistig zu bekämpfen, nur zu loyalen, gerechten Mitteln greifen kann. Man macht sich seine Stellung dadurch doppelt stark. Was erreichte Grumbach? Der Pariser Arbeiter verließ kopfschüttelnd den Saal und fragte sich, wie deutsche Arbeiter zu Hitler gehen könnten.

In seinem Geist verwirrt sich nun alles, und Deutschland bleibt ihm das große Rätsel, wie es ihm Coty im „Ami du Peuple" für 2 Pfennig zweimal täglich malt: Mystisch, kriegerisch, mit einem Kult für den Tod.

Ende Januar.

Ich sprach in ungefähr sechs kleineren Versammlungen, mit und ohne den Pariser Ingenieur.

Wie ist diese Jugend interessiert! Bis spät in die Nacht hinein dehnen sich die Debatten aus und enden dann in irgendeinem Café, sehr zum Erstaunen der nächtlichen Bummler und harmlosen Pärchen, die ja von der Schwere der Lage nicht das Entfernteste ahnen. Wir merken erst, daß es Zeit zum Aufbruch wird, wenn der „Garçon" gähnt und die Stühle auf die Tische stellt. Dann trennen wir uns mit Händedruck und voll kräftigen Willens, mit dazu beizutragen, den Weg der Zukunft zu ebnen. Die „Métro" ist längst eingestellt, einsam marschiere ich durch das nächtliche Paris, das noch viel interessanter ist als das des lauten Tages.

Ende Januar.

Da lebt im strudelnden, wogenden Paris eine junge Wienerin von zwanzig Jahren. Sie ist Kind reicher Eltern, die alles verloren. Das alte Lied. Sie ist hübsch, sogar sehr hübsch und lebenslustig.

Um französisch zu lernen, arbeitet sie als kleine Näherin in einem Atelier mutterseelenallein im großen Paris. Was ist ein Schneideratelier? Man wird dort gehänselt von den Kolleginnen, wenn man kein Rot auf=

legt, seine Füße nicht in unmögliche Schuhe zwingen will und keinen Freund hat, der einen im Auto abholt. Sie will das aber alles gar nicht! Sonntags näht sie in vornehmen Häusern für die launische Madame, und wenn Madame einmal herablassend wird und mit ihr spricht, so erstaunt sie jedesmal, daß ihre Näherin einen Watteau von einem Fragonard unterscheiden kann.

Abends kehrt sie in ihr bescheidenes Hotel zurück, und Ober und Mamsell lächeln nicht, weil sie keinen Freund hat; sie wissen, daß jene ihr Leben tapfer selbst verdient und... daß sie eine junge Dame ist. O, Kellner und Mamsells haben dafür eine feine Witterung!

Einmal holte sie aber doch jemand ab, und das war verlegen ich. Wir verbrachten gemeinsam den Abend.

„Nur so lerne ich französisch, und dringe in das Leben des französischen Volkes ein," meinte sie munter und rührte energisch im Teeglas. „Und pah, was macht's, wenn ich mit der Dienerschaft essen muß, ich bleib doch was ich bin!"

Ich bot ihr gerne, schon aus Hochachtung, eine Zigarette an. „Und," tastete ich unsicher weiter, „man hat ...Sie werden niemals belästigt?"

„O, eine Frau, die will, kann sich immer verteidigen, in Posemuckel wie im großen Paris!"

Sie blitzte mich aus hellen Augen an, warf den Kopf zurück und sah so reizend aus, daß der Kellner das Trinkgeld übersah, — und das will was heißen im großen Paris.

Ich frage: Stellte sie das moderne junge Mädchen dar? Nein, sie könnte zu allen Zeiten gelebt haben, und

wird niemals verschwinden, solange es noch junge Frauen gibt, die aufrecht und stolz durchs Leben schreiten!

Ende Januar.

Wer mit Franzosen diskutiert, muß sich erst einmal über gewisse Worte klar werden, die er gebraucht. Nur zu leicht entstehen die gröbsten Mißverständnisse, weil der Deutsche unter „national“ etwas anderes versteht, als der Franzose, weil dieser „culture“ anders auffaßt als jener, weil der Deutsche oft vergißt, daß zwischen „le moral“ und „la morale“ ein himmelweiter Unterschied ist. Man könnte noch viele solche Unterschiede zitieren.

Auch letzthin wieder bin ich Studenten begegnet, die bereits vollkommen fertige Urteile nach vierzehntägigem Aufenthalt in Paris hatten und dies noch dazu im Quartier Latin! Es ist bewunderungswürdig, was für Genies das sind! Nur wenn man einige Zeit mit ihnen zusammen ist, so merkt man, daß sie außerstande sind, den Polizisten auf französisch um eine Auskunft zu bitten.

Das sind jene, die dann in die Heimat zurückkehren, in tiefen Sesseln lässig ein Bein über das andere schlagen und mit ihren Auslandskenntnissen renommieren. Sie bringen uns jene falschen Urteile, die wir stets teuer bezahlen müssen. Mögen sich diese Kronzeugen ihrer ungeheuren Verantwortung bewußt werden. Es ist doch klar, daß jedes ihrer Worte mit Gold aufgewogen wird. Um ein Land zu beurteilen, genügt es eben nicht, in Cafés herumzusitzen und mal ein paar Streifzüge durch die Stadt zu tun, um dann wieder in seine internationale Pension zurückzukehren. Man muß mit dem Volke ge=

arbeitet haben, in seine „foyers“ eingedrungen sein und vor allem das nicht sehen wollen, was man gerne sehen möchte. Wenn der Ungar gestern behauptete, daß der Franzose Chauvinist sei, weil er Fahnen, Orden und Paraden liebt, so zeigt der Mann damit, daß er den Romanen noch gar nicht verstanden hat, der eine naive Freude an allem Schmuck hat, an Festen und Aufzügen, Weltausstellungen und prunkvollen Empfängen.

Vormittags bin ich meist in der Sorbonne. Nachmittags und abends folge ich Einladungen in französische Familien und lerne die verschiedensten Menschen kennen, vom Künstler bis zum Gelehrten, vom Beamten bis zum Angestellten. Ich verkehre bei den Quäkern und unterhalte mich in der Rue de Rome mit Mr. Studer, einem Führer der französischen Heilsarmee, die hier eine Gigantenarbeit leistet. —

Die Fragen, die man gestellt bekommt, sind immer dieselben. Viele sind ehrlich und geben zu, daß Frankreich sein Abrüstungsversprechen nicht eingehalten hat. Sie machen aber darauf aufmerksam, daß Frankreich 1921 zweiundfünfzig Divisionen besessen hätte und heute nur noch fünfundzwanzig, und daß die Dienstzeit auf ein Jahr herabgesetzt sei. Das erfährt man aber nur von Spezialisten, denen ich natürlich die Verantwortung für diese Zahlenangabe überlassen muß. Andere wieder weisen darauf hin, daß wir nicht moralisch abgerüstet hätten. — Gewisse Offiziere und alte Soldaten würden gerne die gesamte Volksarmee zum Teufel jagen und nach unserem Muster ein Söldnerheer halten, gut ausgebildet, eine Elite! Wenn sie davon sprechen, fluchen sie über das gegenwärtige System und schnalzen beim Gedanken an

diese eventuelle Elite mit der Zunge. Die breite Masse steht der Dienstpflicht unsympathisch gegenüber. Würde aber auf äußeren Druck hin die Volksarmee in Frankreich abgeschafft, so würden wir dort vielleicht eine ähnliche Reaktion erleben wie bei uns. Aber ich habe auch gemerkt, welche gute Waffe es ist, daß wir wenig Waffen haben.

Vor einigen Tagen trat plötzlich ein deutscher Student, der meine Adresse erfahren hatte, in mein Zimmer. Wir tauschten gemeinsam unsere Erfahrungen aus, und siehe da, sie deckten sich. Er kannte alle Gegenden Frankreichs, hatte in Grenoble, Lyon, Paris, Lille studiert und seine Ausführungen waren mir eine Bestätigung aller meiner Beobachtungen. Wir verleben augenblicklich eine sehr interessante Zeit in der protestantischen Fakultät, Boulevard Arago, und gehen meist gemeinsam auf Entdeckungsreisen. Ich habe eine Einladung nach St. Germain-en-Laye und nach Versailles empfangen.

St. Germain-en-Laye, Anfang Februar.

St. Germain. Eine alte, alte Stadt, mit kleinen, weißen, blumengeschmückten Häusern, einem alten, großen, ragenden Schloß, einer wundervollen Terrasse, die überlegen aus einem Auge Paris zu beobachten scheint. Dann seine Bewohner: Vorsichtige Leute, skeptisch, unberührt vom internationalen Pariser Gewoge und doch weitherzig, da sie jeden Morgen in die große Stadt zum Dienst fahren. Leute, die, wenn die Probleme zu verwickelt werden, ihren Spazierstock aus dem Winkel holen, durch ihre wundervollen Eichenwälder marschieren und mit Ordnung im Kopf wiederkehren.

Das ist in einigen Federstrichen St. Germain-en-Laye, wo die Leute schon etwas Provinziales haben; denn es ist die Ile-de-France.

Am Nachmittag spreche ich in einer sehr vornehmen Villa, in einem Kreis vornehmer Menschen, die meinen Ausführungen aufmerksam folgen, und unsere Diskussion geht in liebenswürdigster Form vor sich, keiner fällt mir ins Wort; denn in St. Germain macht der feine Mann so etwas nicht.

Einige Herrschaften sind so interessiert, daß sie an der abendlichen kleinen Versammlung noch einmal teilnehmen. Gott sei Dank, spreche ich stets frei, so daß sie dieselbe Sache nicht zweimal zu hören brauchen. Bei einem Engländer sind ungefähr vierzig Menschen versammelt, die mich ruhig mit forschendem Blick anhören. Alle Gesellschaftskreise sind vertreten, die Diskussion wird sehr lebhaft. Vierzig Gehirne arbeiten gegen mich, und ich muß auf der Hut sein; denn der Franzose weiß ruhig und sachlich zu diskutieren. Ein Herr, Zahnarzt soll er auch noch sein, betrachtet mich ständig mit zusammengekniffenen Augen durch seine geschliffenen Brillengläser und jedesmal, wenn er den Mund öffnet, kommt eine spitze Bemerkung heraus. Auf dessen Operationsstuhl möchte ich mich nicht setzen! Am meisten Eindruck macht hier unser Raummangel und die Sorge um die Zukunft der Jugend.

Und wieder trennen wir uns um Mitternacht und sind aufrechte Patrioten geblieben, trotz mancher Fehler, die wir uns gegenseitig eingestanden haben. Es ist nicht nötig, Pazifist zu werden „um jeden Preis“, um einander näher zu kommen. Ehrlich, Aug' in Aug' haben wir

uns auseinandergesetzt und uns das gesagt, was wir auf dem Herzen hatten. Ich wußte, daß ich gute, überzeugte Franzosen vor mir hatte, und je ıe trugen keinen Augenblick Zweifel, daß ich ein guter Deutscher war. —

Sonntag Morgen holt mich ein Trupp junger Franzosen ab. Wir wandern durch alte Eichenbestände. Neben mir und dicht vor meinen Füßen schreiten still und nachdenklich die andern. Was sind das für feine Menschen! Alle haben nur einen Wunsch, einen dicken Strich unter die Vergangenheit zu machen und neu anzufangen. Wir wollen nicht von Kriegsschuld sprechen, wir sind alle schuld! Der eine juristisch mehr, die anderen moralisch. Was geht uns das an! Wir grübeln, wie wir die furchtbaren Mißverständnisse überwinden können, die zwischen unseren Völkern sind und die künstlich unterhalten werden. Wir erwägen Möglichkeiten und unmerklich, voll Begeisterung, eilen wir schneller. Wir werden vor Eifer sogar erregt, wir klagen an und wissen doch nicht wen! — Wir ballen die Fäuste und fühlen uns plötzlich eins, — bleiben stehen, — sehen uns starr an, und einer spricht es klar aus, was die anderen dumpf, ohnmächtig fühlen:

„Wir sind betrogen!"

Ueber uns in den Eichenwipfeln rast der Frühlingssturm und jagt die trockenen Blätter zu unseren Füßen, und wir fühlen uns um Jahre älter. Wir gehen stumm weiter, wie unter einer unsichtbaren Last, dem Irrtum unserer Väter, unserem Irrtum.

Nur so sich nicht trennen, nicht in dieser Stimmung! Wir treten auf die Terrasse heraus und sehen im Dunst Paris liegen. Die Sonne bricht hinter Regenwolken

hervor, und ihre ewige Kraft senkt wieder Vertrauen und Glauben in unsere jungen Herzen. — Wir werden eben aufklären müssen, jeder an seinem Platz, wir müssen Hefe werden im Menschenteig!

Nacheinander verabschieden sich meine neuen Mitkämpfer und gehen sicheren Schrittes zu ihren Familien, und ich weiß, daß man in kurzer Zeit in fünfzehn Häusern über Deutschland und vor allem über unsere Zukunft sprechen wird, mit ruhiger, gläubiger Zuversicht. —

Einer bleibt zurück. Er stammt aus St. Quentin und hat 1918 dort unsäglich gelitten. Und wohl gerade deshalb ladet er mich ein, den Abend bei ihm zu verbringen. —

Versailles, Anfang Februar.

Der Himmel hing über Versailles wie ein grauer Sack, der Regen rann in Strömen, die Menschen hasteten unter ihren Regenschirmen und die zahlreichen Soldaten liefen schnell mit eingezogenen Köpfen, die Hände in die Taschen vergraben. — Auch die schönste Stadt ist im Regen häßlich. —

Ich hätte viel darum gegeben, wieder in den Zug steigen zu dürfen; doch ein wenig reizte mich das Abenteuer, als erster Deutscher in der Stadt zu sprechen, in der wir unsere stolzen Hoffnungen begruben. Man hatte mir manches von der Deutschfeindlichkeit der Leute hier erzählt, und das gerade rief in mir Trotz wach. „Und wenn soviel Teufel in der Stadt wären, wie Ziegel auf den Dächern!“ sprach ich mir Mut zu, als ich bei meinem Gastgeber klingelte. Es war ein großer, eiserner, nasser Klingelgriff.

Die Aufnahme in diesem Hause war nicht schlecht, vielleicht lag etwas Ironie in den Zügen des Hausherrn. Eine Stunde später stand ich hinter einem riesigen Tisch, der ganz an das Ende des kleinen Saales geschoben war, während mir gegenüber, soweit wie möglich entfernt, ungefähr fünfzig Personen saßen und mich musterten, ungefähr wie man ein exotisches Tier in einem Käfig betrachtet. Schnell noch ein Stoßgebet zu Merkur, dem Gott der Beredsamkeit, und dann nahm ich meine Stuhllehne fest in die Hand und redete frisch von der Leber weg. Dann sollen sie mich eben rausschmeißen, wenn sie wollen!

Die Zuhörer, ehemalige Offiziere, Missionare, die sich sehr für die Rückgabe der Kolonien einsetzten und unsere Missionsarbeit lobten, dann Studenten, Kriegswitwen und Lehrer, ließen mich aber ruhig sprechen, bis ich, fast am Ende angelangt, von der Kriegsschuldthese anfing und sie in dieser Fassung für Deutschland für unannehmbar erklärte. Man schüttelte den Kopf und ein Professor erhob sich und rief mit erstickter Stimme und geballten Fäusten, daß Frankreich auch nicht den kleinsten Splitter Schuld trage an der Katastrophe von 1914. Fast alle Anwesenden klatschten Beifall. Nachdem der kleine Sturm sich gelegt hatte, erklärte ich, wir hätten eine andere Ansicht von all diesen Fragen und warteten mit Sehnsucht darauf, daß einmal eine ganz neutrale, internationale Konferenz einberufen würde, die diese Angelegenheit untersuchte. Bis jetzt habe man uns mit Gewalt — ein Prinzip, das man hinterher gleich verdammte — ein Schuldbekenntnis aufgezwungen. Die

Diskussion schleppte sich mühsam weiter. Es genügt oft nur ein Mensch, um eine Atmosphäre zu vergiften.

Nach meiner Darlegung blieb wieder, wie immer, die Jugend zurück und sie waren sehr erstaunt, zu hören, daß der „Hunnenbrief" des Kaisers eine erwiesene Fälschung sei. Einige junge Fliegeroffiziere waren dabei. Wir durchstreiften noch gemeinsam die nächtlichen Alleen von Versailles und kamen von der Zivilluftfahrt langsam auf die politische Spannung unserer beiden Länder zu sprechen. Sie gehörten der „Ligue des Jeunes Patriots" an, die sehr nationalistisch eingestellt ist. Sicherlich war das heute abend ihr erster Kontakt mit einem Deutschen gewesen.

Am nächsten Morgen besichtige ich mit einigen höheren Schülern und Studenten das Schloß, und ich bedaure nachträglich jene Könige, die gezwungen waren, in solch ungemütlichem, kalten Prunk zu leben. Im Marschallsaale versuche ich die Feldherren des stets so „friedlichen Frankreichs", die an die Wand geschrieben sind, zu zählen. Vergebliche Liebesmüh! Meine Begleiter beobachten mich lächelnd. Als ich einen großen schlanken Studenten um das Datum einer Schlacht bitte, zieht er mich in den nächsten Saal fort: „Laissez-moi s'il vous plaît tranquille avec ces vieilles bringues!"

Wir stehen vor dem Tisch, auf dem der Vertrag unterzeichnet wurde. Er hat so leichtgeschwungene Beine, und man sollte nicht glauben, daß diese Beine so viel Verantwortung zu tragen vermöchten.

Aber irgendein trüber Gedanke, ein Haßgefühl kommt nicht mehr in mir auf! Weder kommen mir bei seinem Anblick die Tränen, wie in Erzählungen „patriotischer"

Bücher, noch gehe ich „gebrochen nach Hause“. Der Tisch bleibt ja doch nur ein Tisch, der Vertrag, der darauf lag, ein Menschenwerk! Haßerfüllte, haßblinde Menschen haben ihn geschaffen, noch dampften die zerstampften Felder Frankreichs von Blut, noch klang Röcheln aus Spitälern und noch waren die unzähligen Grabhügel zu frisch gehäuft, als daß etwas anderes als Haß die Feder geführt haben konnte.

Hätten wir's anders gemacht? Ich sicher nicht! Der Gedanke, das liebliche Rheintal von Granaten zerpflügt zu sehen, läßt mir mein Herz stocken.

Wie Schuppen wird es einstmals von den Augen beider Völker fallen. Sie werden einsehen müssen, daß sie miteinander auszukommen haben, daß es ohne Verständigung keine Zukunft gibt. Die guten, einsichtigen Elemente müssen über die ewigen Skeptiker siegen. Wir müssen aus der gemeinsamen Annäherung eine Gefühlssache machen. Wir müssen an die Herzen der Menschen appellieren, nicht an ihre berechnenden Gehirne. Dann wird der Tag kommen, an dem wir uns noch einmal zusammensetzen werden, und diesmal, um zu verhandeln, und die Völker werden einen moralischen Druck ausüben auf die Männer um den grünen Tisch, damit sie sich nicht in juristischen Haarspaltereien verlieren. Und das wird geschehen, wenn wir einmal wirklich Ernst mit der Annäherung machen; denn Annäherung von Ministern ist nicht Annäherung von Völkern!

Es lohnt sich schon, für dieses Ziel zu leben, man muß es nur einmal verstanden haben und fest daran glauben!

Paris, Mitte Februar.

Capitaine Bach wünscht, daß ich eine Reise durch Nordfrankreich und Belgien unternehme. Er schreibt mir:

„Und wenn man Sie, den unbekannten jungen Deutschen dort mit offenen Armen aufnimmt, — wenn Sie dort Liebe säen werden, wo andere vordem Haß empfingen, so ist das nur dem Christentum zu verdanken, das den Haß langsam auslöscht. Lernen Sie, junger Deutscher, die Leiden zu verstehen, durch die jenes Volk dort oben geschritten ist."

Es wird manch heißen Sturm geben, ich werde viele Anklagen hören. Ich werde mich wappnen müssen mit unerschütterlicher Liebe zu Land und Volk.

St. Quentin, Mitte Februar.

Es regnete wiederum, als ich in St. Quentin vor dem Bahnhof stand und über das ehemals so gepeinigte Land hinwegsah zum Kriegerdenkmal hinüber, das weiß vor düsteren Ruinen steht. Auf dem Wege zu meinem Gastgeber ging ich an manchem noch zerfallenen Haus vorüber und überall wurde gebaut. Mein Bekannter bewohnte eine Villa, die vollständig zerstört gewesen war, nichts von seinen Andenken war ihm geblieben. Lange Stunden saßen wir am Kamin und er schilderte mir eingehend die Leiden der Bewohner dieser geprüften Stadt.

Da hatte es einen deutschen Ortskommandanten gegeben, der trotz allen harten Pflichten, die der Dienst verlangte, liebenswürdig, ja, oft mitfühlend mit der Bevölkerung gewesen war. Da war aber auch wieder

ein anderer, vor dessen Maueranschlägen sie mit zitternden Knien gestanden hatten.

Deutsche Soldatentypen zogen an mir vorüber, vom gemütlichen Sachsen, der leutselig beteuerte, daß in vierzehn Tagen der Friede bestimmt in Paris geschlossen würde, bis zum biederen Bayern, der lachend die Tür geöffnet hatte und gleichsam ein Heil ankündigend ins Zimmer rief: „Ihr alle Deutsch! Alle Deutsch!“ Da sah ich vor mir den korrekten, wortkargen Preußen, der, um zu requirieren, die noch so versteckte Wurst fand. Ich sah im Geist die deutschen Gendarmen würdevoll einher spazieren, die Nase überall hineinstecken und Franzosen wie Deutsche im Zaume halten. Ich hörte das Bitten und Flehen vieler, den Kranken doch wenigstens die Matratzen zu lassen, und ich nickte still mit dem Kopf, als der würdige Greis mir beteuerte, daß es ihre schwerste Stunde gewesen sei, als sie nach Belgien verschickt wurden und hinter sich die dumpfen Sprengungen hörten, von denen jede ein Heim mit all seinen Erinnerungen und Andenken bedeutete.

Heute morgen zeigte er mir Photographien seiner zerstörten Fabriken. In wenigen Stunden war vernichtet worden, was er mühsam in vierzig Jahren aufgebaut hatte. Auf sein Jammern gab es nur ein Achselzucken und ein düster fatales: „Das ist der Krieg!“

Natürlich hatte er sich die Maschinen bezahlen lassen, sogar die allerneuesten hatte er angeschafft: „Und das könnt ihr mir nicht verargen!“

Wir machten dann gemeinsam einen Spaziergang durch die Stadt, vorbei an Ruinen, oft waren nur noch die Keller zu sehen; das Gras wucherte auf den

Schwellen, über die einst das Leben schritt. Aber viel war wieder aufgebaut worden. Anstatt der alten Handelskammer hatte man einen Prachtbau erstehen lassen. Der alte Belfried war von all dem Geschauten noch schiefer geworden, und die Kathedrale, halb von den Engländern eingeschossen, zeigt in allen Pfeilern sorgfältig eingetriebene Löcher 30 mal 50 mal 70 cm, und daneben stets das lakonische „Fertig" eines deutschen Pioniers. Jedoch der Bau blieb erhalten und nur die Krypta flog mit allen Heiligengebeinen in die Luft.

Am Nachmittag saß ich rauchend im Bureau eines Architekten, der Reisen in Deutschland gemacht hatte und schöne Erinnerungen daran bewahrte. Er hatte Vater und Bruder im Kriege verloren. Von Haß fand ich keine Spur. Als wir uns trennten, murmelte er dauernd: „Comme c'est bête une guerre! Was so ein Krieg doch albern ist, warum kann der Mensch sich nicht ruhig auseinandersetzen."

Am Abend war ich bei einigen jungen Arbeitern eingeladen, die mich herzlich aufnahmen. Sie hatten vor den Offizieren immer die Mütze ziehen müssen, und der eine konnte eine Ohrfeige nicht verschmerzen, die ihm ein deutscher Unteroffizier gegeben hatte. „Bloß keinen Krieg, bloß keinen Krieg mehr!" war der ständige Refrain, und die Frau seufzte und strich den Buben über die Haare. Dann ging ich allein durch die noch arg verwüstete Vorstadt. Auf dem Gelände längs des Weges spiegelte sich der Mond in den Pfützen der alten Granatlöcher; Stacheldrahtrollen und Wellblech, gänzlich verbeult, lagen herum. Die Straße war gepflastert mit alten Ziegelsteinen und jeder Schritt erinnerte an Krieg

und Zerstörung. Dort, wo die Bäume gestanden hatten, große runde Löcher mit jungen Pflanzen. Tot alles und kalt.

Ich dachte an Deutschland, an seine blühenden Städte und Dörfer, an seine alten Schlösser und Baumalleen. Gewiß sind die Leiden groß, durch die wir gehen und noch gehen werden müssen, aber möge nie die Brandfackel über dies herrliche Land kommen; denn kein Geld der Welt kann in fünfzig Jahren das in alter Schönheit wieder herstellen, was Pulver und Dynamit in vierundzwanzig Stunden zerstörten. Drüben am Bahndamm liegt der deutsche Soldatenfriedhof. Tausende warten in der dunkeln Erde, die sie Schritt für Schritt verteidigten, um Deutschland ein solch bitteres Geschick zu ersparen, um es vor der eisernen Feuerwalze zu schützen.

Und während ich diese Zeilen eintrage, denke ich an manchen Kameraden zu Hause, beim Sport, in der Schule, in der Sturmabteilung, der manchmal so leichtfertig vom Kriege sprach. Kameraden, Brüder, kommt, hört und seht einmal — dann sprecht!

Jeancourt, Februar.

Bauernhof auf kahler, kahler Fläche. Der junge Bauer weist mit dem ausgestreckten Arm über seine weiten Felder. „Dort zog sich die Hindenburgstellung hin!" Unzählige Hügel und Mulden bedecken sie.

„Wie können Sie denn hier pflügen?" frage ich leise und betrachte die gemarterte, braune Erde.

„O, das ist jetzt gar nichts mehr! Da hätten Sie einmal vor einigen Jahren kommen sollen! Sehen Sie, ich war in der Besatzungsarmee im Rheinland. Da hielt

mich eines Tages ein Mann auf der Straße an, ein deutscher Bauer war's, aus der Gegend von Mainz stammte er. Der rüttelte mich an der Schulter und brachte nach langem Zögern heraus: ‚Sagen's mir, junger Franzose, Sie kennen doch die Gegend um Verdun?' Seine blauen Augen hefteten sich auf mich, ich fühlte, ich sollte ‚Ja' sagen. ‚Natürlich,' nickte ich, ‚da haben wir doch unseren Hof!' Da rüttelte er mich noch derber: ‚Sagen Sie, junger Mann, wächst denn auf diesem Boden noch etwas?' — ‚Ach ja, weit und breit ist alles grün dort, und — jetzt wird wohl bald der Hafer geschnitten,' log ich tapfer. Da ließ er mich los und nickte, und sagte tiefernst, sein zerfurchtes Gesicht in die Ferne gerichtet: ‚Ja, dann — ja, das wollte ich bloß wissen. Jetzt kann ich ruhig sterben! — Also auf dieser armen, zerwühlten Erde wächst was!?' Die Menge verschluckte ihn. Ich aber dachte an unseren Hof bei St. Quentin, ich dachte an Vaters haltloses Schluchzen, als er seine Erde wieder sah, ich sah ihn im Geiste wochenlang, gebückt, mit fünfzig deutschen Gefangenen über diese seine Erde gehen und die Granatsplitter auflesen. Ich sah ihn kopfschüttelnd die erste Furche in seine braune, blutgedüngte Erde ziehen — und meine Augen suchten den so plötzlich verschwundenen Deutschen, den Bauern, der um unsere Erde litt, ihn, den einzigen, den ich traf, der statt Anklagen ein Wort des Verständnisses fand. Seitdem fühlte ich keinen Haß mehr und führte mit Vater still und geduldig weiter den Pflug."

In der Ferne rollte ein Zug, Krähen ruderten krächzend ihrer Schlafstätte zu, und sachte und weich begann es zu schneien.

„Dort," hub der Mann von neuem an, „dort stand ein deutsches Flugabwehrgeschütz. Ein Mann aus der Bedienung war mein Freund, ich war ja damals noch Junge. Er schnitzte mir Spielzeug und lehrte mich Spatzenfallen stellen. Er war unser Halt in jener Zeit; denn meine Mutter, die Tanten und Schwestern waren irgendwo im Norden, wir wußten es nicht. Der Deutsche war Vollwaise. Als seine Urlaubszeit gekommen war, reiste er, Namen und Geburtsdaten auf einem Zettel, im besetzten Gebiet umher und ruhte nicht eher, bis er alle vier gefunden hatte, und er brachte endlich nach langer, langer Zeit Nachricht von unserer Mutter! Denn das war das schlimmste von allem, daß nie einer vom anderen wußte. Ein feiner Kerl, ich wollte, er käme mal auf Besuch."

Als wir am Abend zu Tisch saßen und die Bauersfrau erzählte, daß der alte Vater bald eine Reise machen wolle nach Deutschland. „Er hat es bitter nötig, hören Sie einmal seine Ansichten!" Da tat sich hinter mir leise die Tür auf, und eine verschwielte Hand legte ein deutsches Pionierseitengewehr quer über meinen Teller.

„Damit wollten die Deutschen Frankreich germanisieren!" grollte eine Stimme, und zwei Hände legten sich schwer auf meine Schultern.

„Na, junger Deutscher, diesmal friedlich?"

Lange sprach ich an diesem Abend einmal von unseren Leiden, einem Leiden ohne Märtyrerkrone, von unseren Ansichten über die Vergangenheit. Die Frauen und der junge Bauer nickten oft voller Verständnis, doch der Alte schüttelte das graue Haupt.

„Wie kann es bei Ihnen Leute geben, die uns nicht verzeihen können, während ich Ihnen mein ganzes Dorf holen kann und keiner von denen, die bitter gelitten haben, wird eine Anklage erheben gegen Ihr Land."

Als wir nach langen Debatten schlafen gingen, sagte der Alte: „Na, 'n Abend, junger Mann, trotz alledem!" Und seine Frau und die anderen: „Guten Abend — bonne nuit, Monsieur, mais sans rancune aucune — nichts für ungut!"

Lens, Mitte Februar.

Der nächste Ort, den mir der Führer der Kreuzritter angewiesen hat, ist Lens.

Nach langem Hin- und Herfahren durch altes Kriegsgebiet komme ich auf seinem neuen Bahnhof an. Ich hatte Cambrai und Douai durchstreift und all die erinnerungsschweren Namen standen an Bahnhöfen und auf Autobussen. Die Kohlenschutthalden waren zahlreicher geworden, der Himmel dunkler, die Menschen fremdartiger. Polnische, ungarische Laute drängten sich mir auf, und nun gehe ich an der Seite meines neuen Herbergsvaters, eines jungen Pastors, durch die schwarzen Straßen der Bergarbeiterstadt.

„Wir leisten hier Missionsarbeit!" meint er fest. Er sieht energisch aus, und seine Sätze sind kurz und klar. „Wir haben in unseren Gemeinden viel Polen, ehemalige Deutschpolen, Ungarn und auch Deutsche. Das ist hartes Volk, schwer zu lenken, schwer zu beraten, aber noch schwerer zu gewinnen."

Die Kirche ist voller Menschen. Der junge Pastor predigt ein lebendiges, fröhliches Evangelium. Man stellt

mich vor, alle Leute drücken mir die Hand, der Pfarrer weiß um jede Sorge seines Pfarrkindes und seine Gemeinde scheint ihn zu lieben. Das zeigt auch am Nachmittag die alte Baracke, die ehemals als Lazarett gedient haben mag und jetzt fröhliche, trotzige Choräle aus kräftigen Bergmannskehlen hört und vor Freude mit allen Fenstern blinkt. Ich spreche eine Stunde vor vierzig Menschen, die ruhig und besonnen zuhören. Es gibt keine Debatte; denn die Zunge löst sich nur schwer für den, der sonst unter Tag arbeitet. Man gibt mir kräftig die Hand und am Drucke verstehe ich, daß die Stunde nicht umsonst war. Ich trage einen kleinen Kinoapparat für den Pastor am dunklen Abend von der Baracke nach Hause. Der Weg führt in Stockdunkelheit über ein zweihundert Meter breites Feld, unberührt seit dem Kriege. Wir springen und tasten zwischen den Granatlöchern. Ein Schützengraben ist noch deutlich zu erkennen. Ob seine Verteidiger einst ahnten, daß dreizehn Jahre später ein junger Deutscher ein paar Meter weiter sich friedlich mit Franzosen auseinandersetzen würde? —

Die polnischen Siedlungen in der Umgebung von Lens sind sehr interessant. Polnische Bergarbeiterfamilien leben dichtgedrängt um ihre katholischen Priester in vollständiger Abgeschlossenheit von der französischen Umwelt. Sie sind straff in Vereinen organisiert, besitzen eigene Konsumvereine, eigene Zeitungen. Sie sind glühende Patrioten ihres wiedererstandenen Vaterlandes und bei den Priestern nimmt oft die polnische Flagge einen größern Platz ein als der Kruzifix. In Schulen lernen die Kinder gleichermaßen französisch und polnisch. An manchen Orten überschreitet ihre Zahl bei weitem die der

einheimischen Kinder. Allerdings im Arrondissement von Béthune stehen 14,000 polnische 42,000 einheimischen Schulkindern gegenüber. Was wird nun aus diesen 14,000 Polen später werden? Hat Frankreich ein Recht auf sie? Die Polen selbst lehnen dies ab und vergessen zum großen Schmerz des Gastgebervolkes, daß sie hier in einem verbündeten Lande leben. Die unglückliche Geschichte ihres Landes lehrte sie, eifersüchtig auf ihre Eigenarten und Sitten zu wachen und schroff jegliche Beeinflussung von außen abzulehnen. Frankreich würde es gerne sehen, wenn die tüchtigen Elemente sich naturalisieren ließen. Es hätte eine neue Blutzufuhr sehr nötig. Ein Herr versicherte mir jedoch, seit 10 Jahren wären die Polen nun im Lande, und es sei bisher unmöglich gewesen, einen Kontakt mit ihnen herzustellen.

Lecelles, Mitte Februar.

Der Norden Frankreichs kann wahrlich keinen Anspruch auf Schönheit machen, und trotzdem fühle ich mich als Norddeutscher diesen Leuten erstaunlich nahe. — Wir sitzen um einen runden Tisch in der geheizten Wohnstube von L. Die Lampe bescheint freundliche Gesichter, der Bierkrug steht auf dem Tisch, der Hausherr bietet Zigarren an, und im Radio ertönt das Zeitzeichen von Stuttgart. — Dieses Bild könnte auch irgendwo im lieben Pommern sein.

Der Gutsherr, ein blonder Riese, beschäftigt sich mit seiner Zigarre, während ich erzähle, woher ich komme und ihm meine Ansichten entwickle. Er nickt ab und zu verständnisvoll und als ich den Namen Capitaine Bach er-

wähne, sagt er nur kurz: „C'est quelqu'un! — Das ist ein ganzer Kerl. Wenn ihr Deutschen wüßtet, was ihr da für einen Fürsprecher habt! Was mich anbetrifft," fährt er ruhig fort, „so habe ich nicht umlernen müssen. Ich ging in den Krieg ohne Haß. Resigniert tat ich meinen Dienst, weil ich diesen Krieg unsinnig fand. Als ich schwerverwundet in die Heimat kam und bei meinem ersten Ausgang den Geistlichen traf, der mich gleich fragte: „Na, wieviel haben Sie denn getötet," empfand ich tief den Sündenfall der christlichen Kirche." — —

Der Bürgermeister führt mich in viele Häuser seiner großen Gemeinde. Ueberall Vertrauen, Freundlichkeit und herzliche Worte. Diese Bevölkerung hat Berührung mit unseren Soldaten gehabt, es gibt Leute, die noch in Verbindung mit Deutschen stehen, die bei ihnen einstmals im Quartier lagen. —

Die Völker hassen sich also nicht! Die Regierungen sicher auch nicht! — Vielleicht die Journalisten?! — — — Bataillone von Federn führen auf Papier Schlachten. Bataillone von Federn kratzen jene gefährlichen Halbwahrheiten, und die Völker in ihrer Gutgläubigkeit und in ihrem Respekt für das gedruckte Wort glauben die Ungeheuerlichkeiten, die irgend ein sensationslüsterner Schreibling ihnen vorsetzt! Ah, diese Burschen da, die selbst die Regierungen am Bändel führen, und die das Monstrum mit dem Hydrakopf ausmachen, das man „Oeffentliche Meinung" nennt. Wir sind ihre Sklaven, wir wiederholen faul und mechanisch unsere Parteiorgane, wir verdienen kaum ein anderes Schicksal!

Am Abend ist das weite Vestibül des Gutshauses voller Bauern. Der Name Herriot fliegt hin und her,

es sind viele Radikalsozialisten dabei, und er ist ihr Apostel.

Es ist eine Freude, hier zu sprechen. Die dreißig Männer arbeiten mit, schlagen mal mit der Faust auf den Tisch und nicken sich gegenseitig bekräftigend zu. Wie überall wird auch hier mit religiöser Andacht der Name Briand ausgesprochen. — Der moderne Franzose ist ein zu großer Individualist, um einen Führer zu vergöttern, wie wir es mit unserer germanischen Mentalität tun. Jedoch Briand hatte die Herzen seiner Bauern und Arbeiter erobert. In der Diskussion sagen alle klipp und klar, daß eine Verständigung nur möglich sei, wenn die deutschen Rechtsparteien ihre Drohungen unterließen, oder das Volk so vernünftig würde, und diese Vertreter nach Hause schickte.

„Gern würden wir in unsere Taschen greifen, um Ihnen die zum Aufbau nötigen Kapitalien in langfristigen Krediten zu geben. Aber bitte, Sie müssen uns erlauben, dann Bedingungen zu stellen, Ihre Politik im Verständigungssinne zu führen und sich aller Umwälzungen zu enthalten, die einen feindseligen Kurs nehmen könnten. Wir werden bei den nächsten Wahlen in Frankreich zeigen, daß wir den guten Willen haben, zur Entspannung beizutragen, es wird einen Linksruck geben."

Ich verbringe die folgenden Tage in Stille auf dem Lande; denn ich habe wirklich eine Ausspannung nötig. Wenn ich durch die Ställe wandere, kommen mir alte, selige Erinnerungen auf. Gott, wie weit liegen die Schweizer Erinnerungen zurück! Jahre scheinen darüber vergangen zu sein. Wieviel innere Kämpfe, Zweifel hab'

ich seitdem überstehen müssen — o, nicht daran denken, nicht messen, noch nicht! — — —

St. Amand-les-Eaux, Mitte Februar.

St. Amand besitzt einen herrlichen alten Turm, der noch aus der spanischen Zeit stammen soll. Sein Glockenspiel ist ziemlich bekannt, allerdings nicht so schön wie das des Brügger Belfrieds. St. Amand-les-Eaux besitzt sogar eine heilkräftige Quelle, die von Gichtleidenden gerne aufgesucht wird, es besitzt aber auch Leute, die glauben, daß, wenn Wahrheiten über die Grenze kommen, sie gleich zu Irrtümern werden! Gestern abend wurde in einem kleinen Saal in der Nähe dieses großen alten Turmes heiß gestritten, ich hatte dort zwei schwere Stunden.

„Wollen Sie denn nicht begreifen," entgegnete ich in scharfer Diskussion, — es war ein geistiges Ringen mit dem Gegner, der sich gegenseitig stützte und hielt, — „wollen Sie denn nicht begreifen, daß wir, umgeben von bewaffneten Völkern uns ebenfalls nicht in Sicherheit fühlen, zumal unsere Waffen ungenügend sind? In Ihren Augen haben wir keinen Anspruch auf Sicherheit! Wenn wir gleiches Recht für alle verlangen, so rufen Sie, wir trieben imperialistische Politik! Aber wo blieben damals die vierzehn Wilsonschen Punkte, die Sie dem einfachen Mann bei uns am Ende des Krieges beigebracht hatten? Wo war die Entwaffnung der alliierten Siegerstaaten, wo war Gleichheit? 1918 gab es noch keinen Hitler und keinen Stahlhelm, Sie fühlten sich nicht bedroht. Haben Sie damals Wort gehalten?"

Der Kampf tobte hin und her. Nietzsches Philosophie, Aussprüche von deutschen Gelehrten und Geistlichen wurden vom Gegner zitiert. Nie hätten Franzosen so brutale und chauvinistische Reden gehalten.

„Hoppla!“ rief ich, „erst vor einigen Tagen las ich Maximen von René Quinton. Da steht zu lesen: „Du hast die anderen Völker nicht zu verstehen, du hast sie nur zu hassen! Ihre Geistlichen haben sogar mitunter einen heiligen Krieg gegen uns gepredigt.“ — „Wenn Jesus gelebt hätte, würde er selbst gegen die Deutschen zum Gewehr gegriffen haben.“ Oder hören Sie diesen Satz: „Es ist süß, für Jesus und Frankreich zu sterben.“ — Nein, wir haben es alle so gemacht und die Aussprüche, die ich Ihnen zitiere, wiegen bestimmt unser „Gott mit uns!“ auf. Auch kann ich nicht oft genug den falschen Sinn zurückweisen, den Sie unserem Deutschlandlied unterschieben. Wir lieben es über alles, aber keiner will, daß es über alles herrschen soll!“

Ein langer blonder Mensch mischte sich mit fuchtelnden Händen ein:

„Ich habe geglaubt, hier einen Deutschen zu treffen, der um Pardon bittet, statt dessen erheben auch Sie Vorwürfe. Sie müßten einmal ein Jahr neben einem Kriegsverletzten arbeiten und sein Röcheln hören und dann wiederkommen. Ich kann mir erlauben, das zu sagen, denn ich bin als Schweizer unparteiisch!“ —

„Sie haben sich das nicht zu erlauben,“ erhob sich eine große, breite Gestalt, „haben Sie den Krieg mitgemacht?“ — „Nein.“ — „Also schweigen Sie! Ich und meine Freunde hier sind alte Soldaten und wir sind froh, einmal einen jungen Deutschen von seinem Lande sprechen

zu hören. So, junger Mann, sprechen Sie von Ihrer Not, wir wollen gemeinsam über unsere Lage nachdenken. Lassen wir die Vergangenheit ruhen, lernen wir aus ihren Fehlern. Erklären Sie uns vielmehr, was Ihre Jugend will." —

Eine Weile war es möglich, ruhig und sachlich zu sprechen. Jedoch bald kam die Kriegsschuldfrage zur Debatte. Rechts und links pflanzte sich je ein Schweizer auf, und wieder verlor sich die Diskussion. Schließlich griff ein Mann von der „Action française" ein, wiederum ein Zahnarzt, und er erklärte, er könne sich sehr gut in die deutsche Haut versetzen. Alles lachte. Ich aber dachte an Paris und lachte am meisten.

Ich benutzte die fröhliche Stimmung und machte den Anwesenden klar, daß ich in ganz Frankreich niemals so nationalistische Menschen angetroffen hätte. Darüber waren sie mehr als entsetzt. Nur einige Herren und Damen nickten mir zu, und verließen demonstrativ den Raum.

Am Schlusse des Abends versuchte ich den Westschweizern klar zu machen, warum in ihrer Haltung uns gegenüber etwas Anormales läge. —

Um Mitternacht vor meinem Tagebuch überlege ich mir, daß ich wohl heute abend zu ihnen zu hart über die romanische Schweiz geurteilt hatte. Man muß immerhin bedenken, daß die Westkantone während des ganzen Krieges den Einfluß der französischen Presse über sich haben ergehen lassen müssen, daß überhaupt die gesamte Schweiz in großer Nervosität allem beiwohnte, aber an nichts teilnahm. Keinen Ruhm hatte, aber gut genug war, Ferienkinder und Gefangene aufzufüttern. Uebrigens

ist die Ostschweiz sehr deutsch, die Gefühle halten sich also die Wage. Die Aufgabe der Schweiz wird in Zukunft sein, Vermittler zwischen Deutschland und Frankreich zu werden, — bei mir hat sie das bereits erfüllt.

Fragt sich nun, ob meine Ausführungen heute abend umsonst waren. Vielleicht, vielleicht auch nicht. Jedenfalls hat mich das Publikum daran erinnert, daß es zwei Frankreich gibt: Eines blind, weil unaufgeklärt — das andere, das größere, voll guten Willens, weil klar sehend.

Aber ist Frankreich das einzige Land, wo das der Fall ist?

Fourmies, Ende Februar.

Umgeben von Wäldern und Wiesen liegt das freundliche Fourmies. Die Straßen sind hell und sauber, die Menschen nicken sich freundlich zu, alles ist so gemütlich, so friedlich in dem kleinen Städtchen an der belgischen Grenze, und niemand könnte vermuten, daß hier ein „Ungeheuer" wohnt.

Ein „Ungeheuer", das mich nicht zu Worte kommen lassen will, das in einer Ecke des kleinen Saales sitzt, auf die Worte lauert, die aus meinem Munde kommen, und das nur mühsam, wie ein störrischer Gaul, von einer hübschen Mädelschar besänftigt werden kann. Das bloße Wort „Bismarck" hat einen kleinen Aufruhr zur Folge. Er stellt förmlich ein Ultimatum, daß ich anerkennen soll, Bismarck habe die Emser Depesche gefälscht und dadurch den Franzosen den Krieg aufgezwungen. „Also ist Bismarck ein Fälscher," schließt er, „und Sie verehren ihn und bauen ihm noch Denkmäler." Unmöglich, ihm auseinanderzusetzen, daß das damals ein Diplomatentrick ge-

wesen sei. Frankreich hätte ja mit leichtem Herzen den Krieg angenommen und wäre „erzbereit“ gewesen. Bismarck sei ein großer Deutscher, niemals wäre er im gewöhnlichen Sinne ein Fälscher. Wir brüllen mit aller Kraft unserer Lungen. Doch er schreit lauter. Gott, hat dieser Mann eine Stimme! Alle hat er nun glücklich gegen sich! Die Versammlung geht schließlich auf in ein großes Durcheinandergeschrei und die jungen Mädchen rufen ihm zu: „Macht geht vor Recht! Sie sind ja auch ein kleiner Bismarck!“ Saalschutz steht mir nicht zur Verfügung. „Ungeheuer“ hat tatsächlich unsere Versammlung gesprengt.

Am Abend erhole ich mich im Salon eines Notars, alle bedauern den Ausgang des Nachmittags.

Am nächsten Morgen höre ich „ihn“ schon von meinem Zimmer aus toben. Ich liege noch im Bett. „Napoleon!“ schmettert's wie eine Fanfare herauf. Dazwischen ertönt die beruhigende Stimme des Hausherrn. Ich stecke den Kopf unter die Decke, unterscheide aber noch ganz deutlich „Korridor“.

Wartet der Mann etwa auf mich? — Tatsächlich.

Den ganzen Tag sitzen wir eng aneinander gepreßt in seinem kleinen Auto. Wir essen bei einem Sozialisten, einem sehr netten Mann. Frankreichs „Rechte“ kann sehr beruhigt über ihre Sozis sein, das sind ganz gute Franzosen, und das kann man als Ausländer sehr gut beurteilen. Die Masse macht eher einen internationalen Eindruck, der einzelne Mensch aber nicht. Paul Boncour sagte selbst einmal: „Ich trenne mich lieber von meiner Partei, als von meinem Lande!“ Wir steigen wieder ins Auto, „Ungeheuer“ redet gewaltig kriegerisch, auf dem

linken Ohr höre ich schon fast nichts mehr. Alle Leute sehen sich nach dem wunderlichen, wackeligen Gefährt um, in dem zwei Menschen wie zwei Kampfhähne aufeinander einhacken.

Beim Abendbrot in einem Bauernhaus ist der alte Bauer erfreut, wieder einen Deutschen zu sehen, trotzdem er doch sicherlich während des Krieges nichts zu lachen hatte. „Ungeheuer" ist auch besänftigt; denn er ist mit Eiern und Bratkartoffeln beschäftigt und will sich wohl neue Kraft anessen.

In der kleinen Bauernversammlung spreche ich eineinhalb Stunden. Es herrscht ein herrlicher Geist gegenseitigen Verstehens. Als ich jedoch auf den Versailler Vertrag komme, ist es mit der Geduld meines Autofreundes zu Ende. Er erhebt sich und hält eine flammende Rede, die einem Franklin-Bouillon Ehre gemacht hätte. — Tief resigniert wate ich durch den hohen Schnee dem Auto zu. Hinter mir kommt dieser fatale Mensch fauchend und mit den Armen fuchtelnd. Soll man ihn stehen lassen? Sofort verwerfe ich diesen Gedanken. Ich bin viel zu faul, zwanzig Kilometer zu Fuß nach Hause zu laufen. Rein in den Wagen, und die wunderlichste Fahrt meines Lebens beginnt. In mir erscheint der alte Franzosenfresser der Schweiz wieder.

„Gut, also, marschieren wir wieder. Gegen Sie allein werden wir allemal noch fertig." Ich reibe mir die froststarren Hände. Er tobt, reitet einen englischen Trab auf seinem Sitz. Das Boschhorn (deutsche Ware, und ich habe die Bosheit, ihm das noch zu sagen) hupt laut und drohend. Beinahe wären wir in die hinuntergelassenen Bahnschranken hineingerast. Wir sind nun

schon mitten im Kriege. Er stellt die Divisionen auf, und ich bombardiere mit der Zivilluftflotte die französischen Grenzstädte. „Ungeheuer“ schnappt nach Luft. „Da haben wir's ja!“ kreischt er im höchsten Diskant. Ich fürchte für seinen Verstand und vergewissere mich heimlich der Handbremse. Ein Meer von Worten schwemmt mich fast von meinem Sitz. „Pulver scharf machen und Säbel trocken halten!“ heult er und nimmt die Kurven, daß fast die Hälfte des Wagens hängen bleibt. Endlich sind wir da. Sorgenvoll hatte uns schon mein Gastgeber erwartet. Wir sind beide sehr heiser und abgekämpft. Beim Abschied ist er die personifizierte Liebenswürdigkeit. Und gerade das erscheint mir an „Ungeheuer“ so ungeheuer.

Roubaix, Ende Februar.

Nach einem kleinen Bummel durch Lille klettere ich mit einem interessanten Journal, „Notre Temps“, in die Straßenbahn nach Roubaix. Schnell verfliegt die Zeit; denn dieses interessante Blatt ist von hohem Wert, wird nur von Künstlern redigiert, die mit Fanatismus für einen gerechten Frieden kämpfen, gegen einen Machtstaat, für einen Rechtsstaat. Ueber eine Anekdote von Clémenceau auf dem Sterbelager sinne ich lange nach.

Gefragt, was er über die Zukunft denke, sagte der alte Tiger in galliger Laune: „Werden sich alle totschlagen, die Menschen! Drei Neger im Kongo bleiben übrig; die fangen die Geschichte von vorne an, — ganz dieselbe Geschichte!“

In Roubaix angekommen, werde ich von einem jungen Schweizer empfangen, einem feinen Kerl. Der

wiegt hundert andere auf, über die ich mich schon habe ärgern müssen. Auf seinem Schreibtisch liegt das „Journal de Genève“ — das zeigt mir schon den Geist, der in dem hübschen Zimmer herrscht, das in treuer Liebe zu den heimatlichen Bergen mit Bildern des Schweizer Verkehrs- und Verschönerungsvereins ausgeschmückt ist. Wir brühen uns gemeinsam einen Tee, rauchen eine Zigarette und plaudern von seiner Heimat und dem lieben Neuchâtel. Er ist Kreuzritter, welch feine Charaktere sind in der Bewegung!

Er spricht lange und mit viel Liebe von der Arbeit als Missionar in den armen und alkoholverpesteten Quartieren der Stadt. Er zeigt sie mir auch. Ich glaube, kein deutscher Arbeiter würde in diese Löcher ziehen! Abends gehen wir noch einmal in den Film „Im Westen nichts Neues“. Wir studieren ihn eingehend, er mit den Augen des Schweizerleutnants, der Deutschland kennt und schätzt, und ich mit allen Kritiken und Briefen im Kopf, die ihn entrüstet verdammen. Als wir den Saal verlassen, drückt der Schweizer mir seinen Respekt für die Leistungen der deutschen Armee aus.

„Wenn man so bedenkt,“ meint er, „vier Jahre, und nichts im Leib!“

Ich bin sehr nachdenklich, wo ist die Wahrheit? Zeigt Remarque nur die schlechten Seiten? Fühlen alte deutsche Soldaten sich verletzt? An ihnen allein ist es, zu urteilen.

Am Abend habe ich eine sehr interessante Zuhörerschaft, die sich aus Industriellen, Lehrern, Kaufleuten und Arbeitern zusammensetzt. Viel Mißverständnisse werden aus dem Wege geräumt. Nur einer ist da, der gegen

die Revision ist, er wird von niemandem ernst genommen.

Einer behauptet, wir gehen dem Uebel nicht an die Wurzel. „Man glaubt zu schieben, und man wird geschoben," wirft er ein. Er liest die Worte des deutschen Industriellen Rechberg vor:

„Die französische Großindustrie unterstützt in Frankreich wie die deutsche in Deutschland die Rechtsparteien. Sie ist augenblicklich Gegnerin einer deutsch-französischen Verständigung; denn diese würde die Bewaffnung an der französischen Ostgrenze unnütz machen, die den Kanonen- und Zementfabriken viel einbringt. Auch würde man es gern sehen, daß Deutschland sich wieder bewaffne, aber nur unter der Bedingung, daß Frankreichs Industrie mit fünfundzwanzig Prozent an den Lieferungen teilnimmt. Es scheint, daß die deutsche Industrie diese Lösung annimmt."

Er hatte noch mehr solcher „Kanonen" auf Lager. Wir schwiegen alle. Uns gewöhnlichen Sterblichen schwindelte. Sind das Phantastereien oder Wahrheiten? Wenn das wahr wäre, verböte sich ja jeder Krieg schon von selbst. Dem Kapital steht eins in blutigen Lettern auf der Stirn: Profit!

Wieder mußte ich hören, daß die Wahlen und der Koblenzer Stahlhelmaufmarsch Nordfrankreich stutzig gemacht hatten. Sie hätten genug durch den Krieg gelitten, und die Erinnerungen daran seien noch zu frisch. Hier in Roubaix und Lille habe man einst mitten in der Nacht die jungen Mädchen zur Arbeit weggeführt, keiner habe gewußt wohin. Zwar seien sie gesund wiedergekehrt, aber die Mütter hätten in der Zwischenzeit unmenschlich gelitten.

Einer führt aus: „Unser Land glich bei unserer Rückkehr einer Mondlandschaft, so daß wir uns fragten, ob jemals wieder eine Spur von Grün wachsen würde. Sechshunderttausend Häuser lagen in Schutt und Trümmern. Dreihundert Milliarden Franken (1918er!) hatte Frankreich verloren. Noch heute ist die Erkenntnis in Deutschland nicht da, daß 1914 die Verantwortung größtenteils bei den Zentralmächten lag, und trotz alledem finden Sie in ganz Frankreich kaum Haß! Gehen Sie bei uns in die Häuser, man will den Graben ausfüllen, der die beiden großen Völker trennt, die im Laufe der Geschichte so oft ihr Blut ineinander fließen ließen. Daß es Ihnen jetzt so schlecht geht, liegt nicht allein an der Reparationsfrage, sondern an der Gesamtentwicklung der Weltwirtschaft. Diese große Frage wird weder Hitler lösen, noch werden die Parademärsche der Stahlhelmer etwas ändern können. Diese Krise wird nur überwunden werden durch eine friedliche Zusammenarbeit der Völker. Wir müssen an den Völkerbund glauben. Die Menschen, die dort verhandeln, sollen das Vertrauen ihrer Nationen hinter sich wissen. Nur dann kann etwas Segensreiches herauskommen, und wir werden uns hoffentlich einem Zustand nähern, der allseitig als gerecht empfunden wird. In ganz Frankreich werden Sie keinem Menschen begegnen, der von „Gloire“ oder „Victoire“ spricht. Das überlassen wir Phrasendreschern und bezahlten Zeitungsschmierern. Wenn Sie bei uns im Norden eine Bäuerin fragen, was sie vom Siege denkt, dann wird sie sich aufrichten, Sie groß ansehen, und rufen: „Schöner Sieg, das!“, wird ihre Arbeit wieder aufnehmen und kein Wort mehr verlieren. Wenn man dreimal den Feind

im Lande hatte, weiß man den Frieden zu schätzen. Wir sind Ihnen dankbar, daß Sie gekommen sind. Wir haben interessiert Ihre Ausführungen mitangehört. Vieles können wir jetzt einsehen, und wir glauben Ihnen aufs Wort, wenn Sie berichten, daß Sie unter den jetzigen Bedingungen nicht leben können. Aber bitte, verstehen Sie das Mißtrauen, das wir gegen Sie hegen, wir bangen um die Heimat, und noch einmal in einen Krieg gehen — nein!"

Das war ungefähr das Résumé der Gegenreden. Es ist die Meinung der breiten Masse in Nordfrankreich. —

Als ich heute auf der Post lagernde Briefe für mich abholte, stand in einem derselben:

„Verletze nie die deusche Ehre, bleibe ein stolzer Deutscher und gib nie etwas zu. Und wenn man Dir sagt: Du lügst! — so antworte: Ihr lügt noch mehr!"

Es ist wahrlich nicht schwer, in der Heimat zu bleiben, gute Ratschläge zu geben und auf die Minister zu schimpfen! Es ist nicht schwer, zu Hause zu bleiben und von der Ehre der Nation zu reden! Als ob man die Ehre eines Landes bei sich selber, im Lande selbst messen könnte!

Wir müssen Träger der neuen Zeit werden, die da kommt. Die Zukunft gehört dem, der sich ihr am schnellsten anpassen kann, und die Völker werden unsterblich werden, die im Sinne der zukünftigen Friedenspolitik arbeiten. Seien wir endlich einmal Psychologen! Werfen wir alte, ehemals hochstehende Gewohnheiten ab, nein, lenken wir diese großen Energien um, und verbrauchen wir sie für die neue Wissenschaft, die uns die neue Zeit lehrt. Geben wir der deutschen Jugend ein großes

Ziel. Benutzen wir ihren Elan, Heroismus, und begeistern wir sie, den Frieden zu organisieren; denn damit organisieren wir unsere Zukunft. Ist es nicht ein Skandal, daß zwei Völker sich durch Jahrhunderte überwachen müssen, alle vierzig Jahre übereinander herfallen und sich zerfleischen! Beide Nationen haben genügend bewiesen, daß sie für ihre Heimat zu sterben bereit waren.

Wir brauchen unsere Vergangenheit aber nicht zu verleugnen, wir müssen sie nur mit einer gewissen geistigen Ueberlegenheit betrachten und uns sagen: „Das war einmal, das war damals vielleicht sogar schön, — aber das ist vorbei!" Gewiß ist das neue Ziel viel schwerer zu erreichen, der Kampf hierfür ist viel entsagungsvoller. Krieg bricht los im Sturm der Begeisterung, aber für den Frieden müssen wir beständig schaffen, geduldig, innerlich überzeugt! Wir müssen an das Ziel glauben; denn der Glaube versetzt Berge.

Auf der Höhe von Bierville hat Marc Sangnier, der Führer der „Jeune République", ein Kreuz errichtet, „Kreuz des Friedens" hat er es getauft. Erinnern wir uns immer an jene, die unter den Kreuzen schlafen; denn zahlreich sind die, die es durch Leiden zum Frieden getragen haben.

Roubaix, Ende Februar.

Wir waren heute beim belgischen Konsulat in Tourcoing. Durch den Einfluß des Capitaine Bach erhielt ich das Visum umsonst, laut ministerieller Verfügung. Zum zweitenmal werde ich belgischen Boden betreten. Der erste Besuch galt den Kriegsschauplätzen und der flämischen Kunst, diesmal will ich das belgische Volk

kennenlernen, seine Leiden, seine Hoffnungen erfahren und Menschen Vertrauen zu Deutschland bringen.

Morgen nun werde ich Frankreich verlassen. Ich nehme den festen Eindruck mit, daß eine Revision der Verträge möglich ist. Die Erkenntnis ihrer Unhaltbarbarkeit ist bereits Allgemeingut einer großen Masse geworden. Es ist wahr, weite Kreise stehen noch abseits. Sie führen dafür hundert Gründe an. Sie glauben, der Friede sei ein Zustand und meinen mit lautem Knall die Türe auf Europa zuschlagen zu können, um sich im Schutze ihrer Festungen und Bajonette ruhig schlafen zu legen. Diese Art französischer Friedensliebe ist mehr als naiv. Frieden ist kein Zustand. Frieden ist die unaufhörliche Wiederanpassung von Erscheinungen, die im Grunde sich gegenseitig abstoßen. Unzufriedene Völker im Herzen Europas können keine Friedensgaranten sein. Wer also in Frankreich gegen eine Revision der Verträge ist, bereitet mit den nächsten Krieg vor, und mag er auch der friedlichste Mensch der Welt sein!

Roubaix-Charleroi, Anfang März.

Noch rollt der Zug auf Frankreichs Boden. Ich nehme Abschied von dir, Bruder-Feind! Du wirst anders für die Zukunft arbeiten als bisher, viele, viele aus deinen Reihen haben es mir ja versprochen. Du hast mir manch harte Wahrheit gesagt, und meine innere Stimme gab dir manches Mal Recht, — aber überlistet, wie andere meinen, besiegt, bin ich nicht! Meine Liebe zum Lande, zum angestammten Volke wurde nur größer, nur verstehender!

Du warst es wert, ein Feind zu sein, du bist auch wert, ein Freund zu werden.

Die Räder summen eine Melodie im steten Gleichtakt. Das Lied von der neuen Zeit, die mit uns zieht.

Charleroi, Anfang März.

Aus der Eisenbahn geht es gleich in den Versammlungssaal. Man ist kurz und bündig in diesem Land. Während meiner Rede muß ich mich leicht für Belgien umstellen. Ich erkenne jetzt schon meinen Gegenredner. Die Fragen, die gestellt werden, sind dieselben wie in Frankreich. Einige sind aber ganz neu. „Glaubt Deutschland, daß es Franctireurs gegeben hat, und daß Belgien vor dem Kriege ein Geheimabkommen mit Frankreich hatte?“

„An Franctireurs glauben wir alle noch,“ antworte ich. „Ich bin Ohrenzeuge mancher Erzählungen von Soldaten und Offizieren gewesen, die den Vormarsch in Belgien mitgemacht hatten. Allerdings fügten sie stets hinzu, daß auch unschuldiges Blut geflossen sein möge. In der Hitze des Gefechts, in der Verbitterung, in der sie oft waren, hätten sie keine großen Untersuchungen an Ort und Stelle ausführen können. Was Ihre zweite Frage anbetrifft, ob eine Art Bindung zwischen Frankreich und Belgien bestanden habe, darüber sind die Meinungen bei uns sehr geteilt. Die einen bejahen es und stützen sich darauf, daß ein gewisser französischer Oberst Picard eine Studienreise durch Belgien gemacht habe, um das eventuelle Operationsgebiet zu studieren und man folgert nun, daß die belgische Regierung, indem sie dazu die Er-

laubnis gab, selbst die Neutralität brach. Andere wieder behaupten, die Beweise für dieses Bündnis seien am 1. September 1914 auf Befehl Joffres bei dem Vormarsch der deutschen Armeen auf Paris vernichtet worden. Es handelt sich um Dokumente, aus den Stahlschränken des „conseil supérieur de la guerre“ und dem Geheimplan XVII, der vor dem Krieg Gültigkeit hatte.“

Die Diskussionen gehen hin und her, man behauptet, es habe keine Franctireurs gegeben und von einer „alliance franco-belge“ hätte man nie etwas gewußt. Einer hält eine flammende Rede gegen Deutschland, er reise viel in Baden und im Rheinland, und die Leute hätten so gar kein Verständnis für die Leiden, durch die Belgien gegangen wäre. — Ein Sozialist, der vier Jahre Krieg mitgemacht hat, erinnert den Vorredner, daß er zu jener Leidenszeit in Paris geweilt hätte. Er, vielmals verwundet, könnte von Leiden allenfalls noch sprechen. Doch das sei nun vorbei, die Zukunft müsse auf Vertrauen aufgebaut werden, und eine Aussprache tue wohl. —

Am nächsten Abend spreche ich im Salon eines Holländers vor zwanzig Personen. Alle sind sehr interessiert, ein netter Schweizer ist auch da. Es gibt keine Gegenreden — es sind alles Kreuzritter.

Brüssel, Anfang März.

Wieder einmal durchwandere ich die Straßen der belgischen Königsstadt, gehe vorbei an der Kongreßsäule, wo der „Unbekannte Soldat“ ruht. Stehe wieder entzückt auf dem Blumenmarkt vor dem Brüsseler Rathaus, — lasse die gewaltige Kraft auf mich ein-

wirken, die im Justizpalast liegt. Belgien leidet ebenfalls schwer unter der Krise, es ist nach Deutschland das billigste Land Europas; der Franken ist sehr niedrig stabilisiert, 9 francs = 1 RM.

Eine der hohen Persönlichkeiten im Ministerium des Aeußeren möchte mich gerne kennenlernen. Wie vor drei Jahren, stehe ich vor dem großen Portal der Rue de la Loi, nur mit dem Unterschied, daß ich dieses Mal hineingehe, während meine damalige, tiefsinnige Betrachtung einem Onkel galt, der dort während des Krieges gearbeitet hatte.

Ganz schlicht ist das Zimmer eingerichtet, in dem ich mit einem Diplomat warte, der bei Mr. Hymans vorgelassen werden will. Sein Zimmer liegt dem Warteraum gegenüber. Bald werde auch ich eingeführt, und zwei dicke Polstertüren schließen sich hinter mir. Ein Herr, korrekt und liebenswürdig, setzt sich mir gegenüber in den anderen Fauteuil. Akten liegen herum, ein Bild des Königs hängt in Lebensgröße an der Wand. Er ist in schlichter, einfacher Uniform und diese Schlichtheit hat er auch stets in der Lebensführung beibehalten. Dies mag vielleicht die Ursache sein, daß er so populär ist, daß sein Thron noch unerschüttert steht.

Der Mann vor mir, mit scharfen Diplomatenzügen, zündet sich eine Zigarette an und spricht von dem Land, dem er seit langer Zeit schon dient.

„Belgien war ja vor dem Kriege fast eine deutsche Kolonie. Antwerpen fast ein deutscher Hafen, und alle großen Familien waren mit Deutschen verschwägert. Das belgische Volk war nicht sehr patriotisch, es war arbeitsam und fleißig. Die Kraft der Arme ist ja fast unser

einziger Reichtum, da außer Kohle alles andere fehlt. Wir fühlten uns mehr zu Deutschland hingezogen, als zu Frankreich; denn Deutschland war für uns Ordnung, Sauberkeit, und wir waren mit ihm eng durch Handelsverträge verbunden. — Belgien war legal —“

Als ich ihn groß anschaue, zerschneidet er mit einer Handbewegung die Luft. —

„Nein, ich versichere Ihnen, Belgien war legal vor dem Kriege, und hält sich jetzt nach dem Kriege strikt an die Locarnopolitik. Eine Rede in acht Tagen, die sehr wichtig ist, wird es Ihnen beweisen. — Da brach der Krieg aus, und Ihre Armeen kamen ins Land. — Ich urteile darüber nicht. — Unser Patriotismus erwachte; denn das belgische Volk litt unendlich. Aber jetzt nach dem Kriege, statt eines Wortes der Anerkennung von deutscher Seite, kommen noch täglich neue Anschuldigungen. Nicht genug, ein Land im Frieden mit Krieg überzogen zu haben, versuchen sie es noch moralisch herabzuziehen. Belgien wartet auf ein Wort des Verstehens, es wartet auf eine schlichte Geste! Sehen Sie, dort auf dem Platz saß manch hohe Persönlichkeit Ihres Landes, ich habe das zu denen allen gesagt. Sie haben alle ernst genickt und haben eingeworfen, das erlaube bei ihnen die Presse und die öffentliche Stimmung nicht. Stresemann wäre der einzige gewesen, der diese Geste hätte tun können. Nun ist er tot. — Ich habe Deutschland sehr gern gehabt, es ist ein großes, intelligentes Land, und lassen Sie mich in meiner Eigenschaft als alter Deutschlandkenner Ihnen das sagen: an Stresemann haben Sie viel verloren, er besaß Tradition und das Vertrauen der Welt. Er allein hatte verstanden, daß man

künftighin Politik nicht mehr als „Diplomat“, sondern als... „Mensch“ machen müsse!

Nach dem Kriege hat Belgien schnell wieder alles aufgebaut. Dieses Volk ist es durch die Geschichte hindurch gewohnt, Kriege auf seinem Gebiet zu haben. Was hatten wir denn durch den Krieg gewonnen? Eupen-Malmédy, das ist alles. Ungarische Kinder haben bei uns gleich nach 1918 Monate voll Glücks verbracht, kein Mensch hat daran gedacht, daß deren Väter einst auf der andern Seite kämpften. — Nun unternehmen sie neuerdings im Ausland und in Deutschland einen Propagandafeldzug gegen uns. Kennen Sie die Mittel unseres Geheimfonds, mit denen wir ihren Feldzug berichtigen müssen; denn unsere Ehre steht auf dem Spiel: Zehntausend Mark, Herr, — 10,000 Mark!“ —

Er lehnt sich in seinen Sessel zurück, seine Zigarettenasche fällt auf den Teppich, vom Kamin schlägt es 1 Uhr. Er fragt mich nach meiner Vergangenheit, wie ich mir meine Zukunft denke, nach meinen Erfahrungen in Frankreich, dann fährt er eindringlich fort:

„Sie werden gewiß schweren Zeiten entgegengehen, aber die werden Ihnen und den europäischen Mächten zum Bewußtsein bringen, wie eng, wie verteufelt eng wir bereits miteinander verknüpft sind, daß des einen Tod des anderen Fall bedeutet. Also Zusammenarbeit! Es gibt einen Weg der Rettung für Europa: die Vereinigten Staaten zu schaffen. Belgien ist bereit dazu; die Grenzen würden langsam fallen, in den Kolonien hätten wir alle Rohstoffe und wären unabhängig von Amerika und stark gegen Rußland. Die Reparationen- und Schuldenfrage fände von selbst eine Lösung, und

Vertrauen würde in Europa einziehen. Ich weiß, Sie fürchten Frankreichs Hegemonie. Aber wie will diese sich denn auswirken? Sie in Deutschland werden ja doch führen, kraft Ihrer Organisation, ihrer zentralen Lage, dank Ihrer Gründlichkeit und Methodik. Haben Sie doch Vertrauen auf sich selbst! — Kann man nicht die deutsche Jugend für ein solches Ziel begeistern?"

„Bis jetzt wird dieser Gedanke nur von wenigen, meist von internationalen Literaten und einigen Snobs vertreten."

„Das ist eben der Fehler! Der gesunde, begeisterungsfähige Teil der deutschen und der französischen Jugend müßte dieses Ziel erkannt haben!" —

Bei einem Elsässer verlebe ich den Rest des Tages. Wie schon so oft, fühle ich einen tiefen Schmerz, daß wir nicht verstanden haben, das Herz der Elsässer zu gewinnen.

„Glauben Sie nicht, daß in der autonomistischen Bewegung ein Drang zu Deutschland hin besteht. Nein, frei wollen jene Leute sein. Nur aus der Geschichte können Sie unsere Haltung verstehen. Der Elsässer war schon immer Republikaner, und Frankreich hat damals aus einem Mosaik von Fürstentümern und Grafschaften zwei Provinzen geschaffen. Colbert hatte ihnen seinerzeit moderne Einrichtungen gegeben, es wehte ein frischerer Wind aus Paris. Nach 1871 stecktet ihr preußische Missionare als Verwaltungsbeamte und Lehrer zu uns, welch ein Fehler! Es gibt gewiß noch deutschfreundliche Familien, aber Sie dürfen nie glauben, daß die deutschsprechenden Elsässer deutsche Minderheiten darstellen."

Ich glaube, man müßte einmal gründlich die elsässische Frage studieren. Stimmt das, was all die Elsässer mir erzählen, so wollen wir still sein. Jedes Wort wäre zu viel, wir wollen nicht Liebe vergeuden. Ziehen wir vor, in einem Lande zu leben, in dem jeder Bürger sich als guter Deutscher fühlt.

März.

Und nach Brüssel kommt Namur, nach Namur Maredsous, dann Thamine, dann Dinant.

Thamine und Dinant! Wo liegt Recht, wo liegt Unrecht? Wer vermöchte sich ein freies Urteil zu bilden von dem, was in den Augusttagen 1914 dort geschah? Meine Eindrücke dort, die Niederschrift meiner Gespräche mit den Bewohnern würden ein kleines Buch füllen. Gab es Franctireurs oder geschahen die Erschießungen von den vielen Hunderten von Opfern zu Unrecht? Ich weiß es nicht, ich stelle mich hinter mein Volk, sein Unrecht sei auch mein Unrecht! Aber hier werde ich mich wohl von jenen unterscheiden müssen, die nie zugeben wollen, unrecht gehandelt zu haben.

In Lüttich nehmen sich Studenten meiner an. Wir durchstreifen die Stadt und ihre Umgebung und sie führen mich mit viel Takt auf Soldatenfriedhöfe in tiefer Einsamkeit, wo unsere Besten im ersten Siegeslauf ins Grab sanken. Eine große Versammlung, in der ich ungestört sprechen kann, beendigt meinen Aufenthalt. Wieder erheben sich Frauen während der Diskussion: „Ist es denn wahr, daß Hitler den Krieg will?"

„Aber nein, glauben sie doch nicht, daß der, der bei uns gegen die Sozialdemokratie stimmt, Krieg will;

das erzählen Ihnen Ihre nationalistischen Blätter." — „Aber warum dann diese blutrünstigen Aussprüche seiner Führer? Hitler ist doch der Schöpfer einer haßerfüllten Mentalität; denn er kennt uns ja nicht!"

„Glauben Sie nicht, Madame, daß Ihre bisherige Haltung erst bei uns den Hitler groß machte? Er ist der verkörperte Protest eines gequälten Volkes!" —

Am Ende meiner Ersparnisse angelangt, wandern Uhr und Ring in den nächsten Juwelierladen. Was nützt mir Gold, das wahre Gold von heute sind Erfahrungen. Sie sollten mehr gelten als Diplome; denn sie sind erlebt und nicht bloß erarbeitet hinter staubigen Büchern. Die Heimat schickt uns junge Menschen gern hinaus in die Welt. „Den Blick weiten" nennt man das. Doch wehe dem, der draußen anderes feststellt und das Geschaute dann nach Hause berichtet. Die Besserwisser und Versammlungspolitiker werden nie dulden, daß dieser „geweitete Blick" nicht mehr mit der Tendenz ihrer Reden und Leitartikel übereinstimmt. Ein Zetern hebt an, der „unternehmende Geist" von gestern wird zum „bête noire", dessen Namen man nur mit Kopfschütteln aussprechen kann. Wir kranken eben in Deutschland daran, daß wir eher glauben als urteilen wollen; der Glaube aber gehört in die Kirche. Ahnen die daheim, daß zu einer inneren Wandlung mehr seelische Stärke gehört als zu jener sturen Prinzipienreiterei, zu jenem bequemen Starrsinn, der sich jeder Einsicht verschließt?

Schweiz, im April.

Wieder in den Schweizer Bergen. Alles ist fast wie früher, nur ich bin ein anderer geworden. Jetzt heißt es innerlich die Folgerungen zu ziehen von dem, was ich sah.

Während ich Holz säge, unendlich viel Holz, ziehen die letzten Monate wie ein Spuk an mir vorüber. Bild reiht sich an Bild und wird zum lebendigen Film. Es ist schwer, sich selbst eine neue Weltanschauung zu zimmern. Sie soll nichts gemein haben mit engbegrenzenden Parteidogmen, sondern soll das Ergebnis aus Gehörtem und Gesehenem sein. Der Verstand will schon, aber das Herz kettet sich an Traditionen, an anerzogene Vorurteile.

Auf dem Weg zur Arbeit, tief im Walde bei der Arbeit, geht, steht unsichtbar neben mir der braune Kamerad von früher.

Mit ihm halte ich Zwiesprache. Ich möchte ihn überzeugen, ihm zeigen, worin er sich täuscht. Ich antworte an seiner Stelle; denn ich kenne ja so gut alle seine Gegenbeweise, die er bringen könnte. Schnurrend frißt sich die Säge ins weiche Tannenholz:

Wenn wir, brauner Kamerad, wenn du und ich eine so unerschütterliche Haltung eingenommen haben, so war es auch, weil wir wußten, daß dort unten, gegen Westen, eine Nation lauert, egoistisch, bis an die Zähne bewaffnet, die mit imperialistischer Leidenschaft unser Vaterland beherrschen will.

War es nicht so?

Wir würden aber, du und ich, niemals dieselbe

Kraft haben, wenn wir nicht die Gewißheit gehabt hätten, einen gerechten und wahren Kampf zu kämpfen.

Nicht wahr, du und ich, wir sind sauber, und wir zögen eher den Tod vor als schmutzig und feige zu leben!

Kamerad, eine andere Frage:

Angenommen, wir würden gewahr, daß unsere Partei in ihrem Kampf Argumente verwendet, die wir durch eigene Untersuchung als falsch festgestellt hätten. Was wäre nach deiner Meinung unsere Pflicht?... Daß wir weiterhin auf Unrichtigkeiten fußen, die für unser Land schlimme Folgen haben könnten?

Ich bin sicher, Kamerad, deine Antwort wäre klar: Es wäre Pflicht, der Bewegung zu sagen: „Aufgepaßt, stellt den Irrtum richtig, solange es Zeit ist! Sollen wir in unserem stolzen Parteigebäude morsche Balken dulden?"

Das ist doch auch deine Ueberzeugung, jede andere Haltung wäre von dir Gesinnungsverrat. —

„Renegat, Nörgler, Fahnenflüchtiger!" raunt's neben mir.

Nein, ich bin kein Verräter am Vaterlande! Mir steht aber die Heimat höher als die Partei, die persönliche Ueberzeugung höher als programmatische Weisheiten. Ich versuche Deutschland mit der Wahrheit zu dienen. Wir wollen eben nicht nur für übermorgen bauen, sondern auf Ewigkeit, unsere Arbeit am Vaterlande muß ein ständiges Anpassen an gegebene Umstände sein.

Gegner von Kompromissen sein, mag heroisch klingen, in Versammlungen mag dies stolze Wort einen

Sturm der Begeisterung entfachen, wenn man jedoch näher hinsieht, ist alles im Leben Kompromiß; ist Politik etwas anderes, als günstige Kompromisse schließen?

Schau, Kamerad, ich kann nicht mehr deinen Glauben teilen, ich glaube nur an Gott, in irdischen Dingen will ich wissen. —

Eines Tages geht ein Brief an den Führer der Bewegung ab:

„Ich weiß nicht, ob Sie sich meiner noch erinnern. Ich bin einer der Tausenden, die Tag und Nacht für den Glauben gearbeitet haben, der aus Ihnen einen Führer schuf. Stolz und ohne Tadel dem Vaterland in einer Stunde zu dienen, in der das Geschick es in eine namenlose Sklaverei führte, war meine Devise.

Jahre habe ich mit hohem Mute das Hakenkreuz getragen. Es war mir das Sinnbild des Ideals, das Zeichen des unbekannten stillen Arbeiters, der nimmermüde für die Verwirklichung schafft.

1929 verließ ich Deutschland, um mich in den Fremdsprachen zu bereichern; denn um seinen Feind zu besitzen, muß man seine Sprache kennen.

Ich habe als einfacher Arbeiter in der Schweiz gelebt, dann in Frankreich und habe mit klarem Auge um mich geschaut und mit der innerlichen Gewißheit, die das Gefühl einem Kämpfer gibt, der sich einer guten, heiligen Sache bewußt ist.

In Frankreich sagte ich mir, ich müsse auf den Grund der Seele und der Gedankengänge dieses Volkes gehen, das uns so viel Uebel bereitet, und,... um es besser studieren zu können und sein Vertrauen zu gewinnen, nahm ich mir vor, mich zu überwinden und ruhig zu bleiben.

Ich habe mein Programm Punkt für Punkt erfüllen können. Ich bin in alle Kreise gedrungen: Bauern, Offiziere, Kaufleute, Intellektuelle, Geistliche, hohe Beamte, Journalisten, Industrielle, Arbeiter und Studenten... und das von Bordeaux bis zur belgischen Grenze, von Brüssel bis Lüttich.

Jedoch ein schwerwiegender Vorgang hat sich in mir abgespielt; ich habe klar erkannt, daß unsere Bewegung sich hinsichtlich der Gedanken und Gefühle des französischen Volkes irrt.

Ich möchte Ihnen nun gern Aufschluß über Tatsachen geben, die viele unserer besten Deutschen niemals kennenlernen. Viele gehen in der festen Absicht hin, den verkörperten Protest darzustellen, anstatt den schwachen Punkt beim Gegner zu suchen, um ihn dort anzupacken. Es handelt sich aber darum, zu siegen und nicht nur zu kämpfen.

Ich bitte Sie deshalb, mir einen Fragebogen zu schicken betreffend die Punkte, die Sie interessieren würden; ich werde Ihnen mit Freimut und Klarheit antworten.

Ich hoffe, daß Sie verstehen werden, was mich zu diesen Zeilen trieb. Ich möchte hiermit der Partei dienen, um sie wirklicher, wahrer und damit größer zu sehen." —

Eben trug ich den Brief den Berg hinunter zum Dorfpostamt. Dem Posthalter, dem alten Vater Mathey, gingen schier die Augen über, als er den Brief einschrieb. Er setzte dabei bedächtig die Brille auf die Nase, was er nur bei ganz besonderen Anlässen zu tun pflegt. Dann ergriff er den Brief mit spitzen Fingern und legte ihn mitten im Raum auf den leeren Tisch und rief die ge-

samte Familie herbei. Alle schauten sie stumm auf die Anschrift, als ob auch ihr Schicksal von dem Namen auf dem weißen Umschlag abhinge.

Grübelnd stieg ich durch die Tannen nach Hause.

Es müßte schon eigenartig zugehen, wenn ich Antwort bekäme, ich, der unbekannte S. A.-Mann aus der braunen Armee. Wenn nun plötzlich alle nach München schrieben!

Und doch, nun gerade! Ich habe ebensoviel Recht auf Deutschland wie Adolf Hitler!

Genf, im April.

Ich bin innerlich bewegt; denn morgen abend um diese Zeit werde ich auf französischem Boden stehen und den Degen erproben, den ich mir einen Winter lang geschliffen habe.

Im Schornstein orgelt der Nordwind, der eisig vom Genfersee herstreicht. Der kleine Petroleumofen vermag kaum gegen die eindringende Kälte anzukämpfen. Ich sitze in Decken gehüllt beim Scheine der trüben Petroleumlampe vor dem kleinen Tagebuch, dem alten Freund und Weggenossen, den ich seit langem im Winkel liegen ließ. Das zerblätterte Büchlein soll wieder zu Ehren kommen, es soll mich als Talisman nach Frankreich begleiten.

Wieder nach Frankreich!

Eine Ewigkeit scheint seit meinem letzten Aufenthalt dort verflossen zu sein. Ich habe aber die Zwischenzeit gut ausgenutzt, habe in vielen Städten der Schweiz für meine neue Ueberzeugung getrommelt, bin in Deutschland

gewesen und habe schmerzlich, aber einwandfrei den Irrtum feststellen können, in den wir uns verkrampft haben. Ich bin wieder in die Schweiz gefahren und habe weiter gesucht, bin bis in die entlegensten Bergdörfer vorgedrungen und habe über hundert Kinderbriefe aus Schulen, in denen ich über die deutsche Jugend sprach, bekommen. Sie gaben mir die Gewißheit, daß eine neue Generation heranwächst, die bereit und fähig ist, den Schutt hinwegzuräumen, den uns die anderen ließen.

Ich habe einen Arbeitswinter in Genf verbracht, habe den Völkerbund kennengelernt, habe Kurse, Lehrgänge, politische Institute besucht, Vorträge angehört, viele Zeitungen verfolgt, mit der Heimat gehofft und gebangt.

Ich habe die Hoffnung der ganzen Welt sich auf Genf richten sehen, auf die Stadt, — die gleichsam symbolisch den Spruch: „Durch Finsternis zum Licht" im alten Wappen trägt, — die den Völkerbund beherbergt, den die einen die „letzte Höchstleistung des versinkenden Liberalismus", die anderen eine „Diplomatenbörse", die dritten eine „Aufsichtsbehörde des Feindbundes" nennen, einige gar eine „Juden- und Freimaurerzentrale". Zufrieden ist keiner!

Wie skeptisch ist doch die Menschheit geworden!

Sie zündet, wie Nero Rom, die Welt an und ruft pathetisch aus: „Welch herrlicher Brand!" — Wer ist denn der Völkerbund? Das sind wir doch alle, du und ich, diese und jene, wir alle mit unseren Hoffnungen und Aengsten, Befürchtungen und Befangenheiten!

Ist er nicht der Abglanz der Menschheit, das Spiegelbild der egoistischen Nationen, die nicht ein Tüpfelchen

ihrer Souveränität aufgeben wollen!? Durch welche Not sollen wir gemeinsam noch gehen, bevor wir begreifen, daß wir ein gemeinsames Schicksal haben!?

„Weg mit dem Völkerbund!“ schreibst du, Freund. Und was dann, frage ich dich?!

Und sei die Genfer Einrichtung nur eine „Diplomatenbörse“, so ist sie doch ein Schritt vorwärts in die dunkle Zukunft, in die sich die Menschheit zögernd und bangend vortastet.

... Eben verließen mich meine Freunde. Nächte haben wir in dieser kleinen Dachstube herangewacht und haben um neue Formen gerungen; denn die beiden waren durch Erlebnisse ebenso geistig heimatlos geworden wie ich. Wir haben uns einen neuen Glauben gebaut, und für den werden wir kämpfen.

Uns flattern allerdings keine Fahnen voran, noch haben wir Lieder, noch Uniformen, aber eine hundertmal vor dem Gegner erprobte Ueberzeugung und einen Willen, der sich am Kreuz inspirierte, an dem wir die Haken abschlugen. — — —

Wir ahnen jetzt, Politik ist nicht kegeln, aber Schach spielen, wir wissen, Opposition muß Grenzen haben, sonst ist sie platt; denn nur Einschränkung nötigt, geistreich zu sein.

... Und der größte deutsche Denker, der diesen Satz niederschrieb und den sie überall mit viel Lärm feiern, steht bei uns; denn er begründete das Deutschland des Geistes, das „Ewige Deutschland“!

... Und jener Preußenkönig, auf den man so gern sich beruft, steht bei uns; denn er war Diener seines Staates, tolerant und haßte römisches Wesen!

Es zieht eine neue Zeit herauf, man spürt sie. Optimismus ist deshalb keine Feigheit, sondern eiserne Vaterlandspflicht.

Es ist noch lange nicht zu spät, aller Zweifel sei umgegossen in einen klaren Marschbefehl:

„Vorwärts, morgen ist der erste Tag!"

Ein französisches Nachwort.

Das kleine, schlichte Buch wird den Leser nicht in allen Punkten überzeugt haben, aber eins steht zweifelsohne fest, wir haben es hier mit einem Deutschen zu tun, der sein Vaterland liebt und der glaubt, daß ihm mit der Wahrheit am besten gedient sei.

Verdient Dobert nicht allein aus diesem Grunde, aufmerksam gelesen zu werden?

Ich jedenfalls kenne kein berauschenderes Ideal, als sein Leben trotzig in den Dienst der Wahrheit zu stellen.

Ein Teil der Menschheit sieht zwar in diesem hehren Ziel eine Wahnidee und wirft auf alle, auf alles seinen Skeptizismus.

Ein anderer Teil zwingt im Namen einer Halbwahrheit, die er besitzt, seine Idee als einzig wahre der Mitwelt fanatisch auf.

Ein letzter Teil findet das Problem zu ermüdend, zu verwickelt, läßt anderen die Sorge, sich damit abzuplagen, läßt die Dinge schließlich im Strome des Alltags dahintreiben.

Mitten in diesem Wirrwarr, unter der Macht des Spiels der Ideen, gibt es Menschen, die unmöglich länger in einer Atmosphäre von Unwahrheiten leben können,

— die sich stolz lossagen. Sie ziehen vor, wenn schon das Leben gefordert wird, es wenigstens dem Dienste der Wahrheit zu weihen.

Man hüte sich, sie mit denen zu verwechseln, die aus persönlichem Ehrgeiz, aus Disziplinlosigkeit aus dem Gliede treten!

Die Charaktere, von denen ich spreche, sind meist, besonders am Anfang, verurteilt, den Spott ihrer Mitmenschen über sich ergehen zu lassen.

Sie müssen sich gegen den Groll jener wehren, die das helle Licht scheuen. Sie müssen hinnehmen, für überspannt, gefährlich, für unerwünschte Narren gehalten zu werden. Ihre einzige Freude ist oft nur das tiefe Bewußtsein eines Gewissens, das sich im Recht weiß, und die Gemeinschaft anderer Wahrheitssucher, die hier und da, unter verschiedener Form, derselben Stimme gehorcht haben.

Ihre Aufgabe ist ungeheuer. Sie müssen sich von den traditionellen Irrtümern ihrer Rasse, ihrer Epoche befreien, sie müssen sich jedem eng begrenzenden Parteieinfluß zu entziehen suchen. Sie müssen, wenn es die Stunde gebietet, sich von dem Teuersten trennen können, sie müssen schließlich gegen den gefährlichsten Feind, ihre eigene Fantasie ankämpfen, die nur allzuoft bereit ist, sie in das äußerste Extrem abzudrängen.

In eins, sie müssen der Welt, den Dingen, sich selbst mißtrauen.

*

Ich kenne die Schwierigkeit einer solchen Lage; das Buch beweist es mir nur aufs neue. — —

Wahrheit ist unbegrenzbar, und ihre Beschreibung rein subjektiv. Deswegen muß eine Norm da sein, an der jener Mensch emporwachsen kann, in der er sich wiederspiegelt, in die er eindringt, die ihm Kraft und Vertrauen gibt und Eingebungen. Ohne dieses innere Gesetz läuft der Erneuerer Gefahr, nur ein Original zu sein.

Meine persönliche Erfahrung, so bescheiden und gezwungenerweise begrenzt sie sein mag, führt mich dazu, zu sagen, daß ich kaum eine andere Macht sehe, die diese ideale Norm darstellen könnte, als den Glauben an ein höheres Wesen, den Herrn der Allmacht. Deshalb fühle ich mich berufen, allen Menschen, die guten Willens sind, zuzurufen: Brüder, das Mittel, das mich heilte, war das Evangelium. Ich will keinesfalls leugnen, daß es andere „Behandlungen" gibt, wie überhaupt diese Zeilen niemals ausgelegt werden dürfen als eine Art Verurteilung aller jener Gewissensnöte, durch die andere geheilt wurden; Gewissenskämpfe, in denen der Glaube keine Rolle spielte. Ich kenne das Leben manches Freidenkers, der das seiner christlichen Mitmenschen erblassen ließ! Aber ist es nicht wiederum die religiöse Atmosphäre gewesen, die im Laufe der Jahrhunderte die Menschheit erzog, sie zu verbessern suchte, die gegen ihre Instinkte ankämpfte? Jahrtausende schufen uns im opferfreudigen Kampfe eine Moral, die jene Freidenker stolz ihr eigen nennen, deren Nutznießer sie sind, deren Geschichtswerdung sie jedoch verleugnen.

*

Wenn ich mir diese Abschweifung erlaubte, so geschah es nur, um besser, ohne jeden weiteren Kommentar, dem Leser klar zu machen, wie das Band beschaffen war, das mich, den französischen Offizier von unzweifelhaftem Patriotismus mit Eitel Wolf Dobert verknüpfte, den ich stets im Dienste seiner Heimat lebend und für sie kämpfend sah.

Ich hoffe, aus den Seiten dieses Buches, aus Anführungen von Worten und Briefen von mir, wird dem Leser klargeworden sein, mit welchem Verantwortungsgefühl ich versucht habe, ihm zu helfen den Weg der Wahrheit zu finden.

Ich kann erhobenen Hauptes versichern, daß es nie in meiner Absicht gelegen hat, ihn als französisches Propagandamittel zu benutzen; nein, ich wollte ihm helfen, ein freier Mensch zu werden, das heißt, einer zu sein, der fähig ist, sich eine eigene Meinung zu bilden, der dank eigener Feststellungen den wahren Wert der guten Sache des Vaterlandes erkennt. Einer, der vor allem fähig sein sollte, taktische Fehler, Unrichtigkeiten in Beweisführung und Urteil zu erkennen, die eine Sache im Auge des Gegners stets herabsetzen.

Ich bin mit dem Beispiel vorangegangen und habe die Fehler aufgezeigt, die ich in unserer Haltung entdeckt hatte, ich habe ihn unterwiesen, in welchem Geist man diese Fehler richtigstellen könnte, und welche Opfer ein solcher Kampf uns oft auferlegt. Ich habe ihn auf manche Punkte aufmerksam gemacht, wo ich glaubte, er verteidige mit diesem oder jenem Argument ungeschickt seine These vor seinen Widersachern.

Auf diese Weise habe ich mit dem Vertreter der extremen Partei, die mein Land für die personifizierte Gefahr hält, ein Ideal zu verwirklichen gesucht: Formung eines Adels in Charakter, Handlungsweise, und das unabhängig von der Nationalität des Lehrers und Schülers. Schlechthin, ich habe ihm so helfen wollen, wie ich gewünscht hätte, daß ein deutscher Offizier an meinem Sohne handelte, wenn die Rollen vertauscht gewesen wären.

*

Dobert, ich danke Dir für die Vision, die Du mir von der deutschen Jugend gabst. Du machtest in meiner Achtung für die Generation, die in Deinem Lande heranwächst, das Unrecht wieder gut, das gewisse Studenten begangen haben, denen man in Paris oder anderswo begegnet, und die sich einbilden, man erzwinge die Achtung des Gegners, wenn man ihm seine ganze Bosheit ins Gesicht schleudert. Du hast besser getan als uns eine unwiderlegbare, deutsche These zu bringen. Du bist mitten zwischen uns, Deine Gegner, getreten, Karten offen auf den Tisch und tatest es mit aufrechtem, ruhigem Gewissen, und... bedientest Dich damit der gefürchtetsten aller Waffen!

Du hast Rasse gezeigt, trotz der Beschwörungen Deiner tiefbetrübten Mutter, die Dir ans Herz legte, die französische Erde zu fliehen, die ja doch nichts Gutes einem Deines Volkes bieten könne. Du hast weiter die Mutter in ihrem Irrtum geliebt und bist geradeaus der Stimme des Gewissens nachgegangen.

Du hast Rasse gezeigt, trotz Deiner Freunde, die Dich als schofel bezeichneten, als einen, der seine Fahne verrät,

— Du bist Deinen Weg gegangen, weitend den Blick und hast kostbares Beweismaterial gesammelt, das Dir immerhin erlaubt, zu beweisen, daß Du Recht hast, auch wenn die anderen sagen, daß Du lügst.

Du hast das wahre Soldatenblut in Dir!

*

Biete Deinem Lande in der Stunde der Angst und Not die unschätzbare Gabe eines kühlen, klar denkenden Kopfes!

Mit Achtung grüßt Dich ein französischer Offizier!

Capitaine Etienne Bach,
Hauptmann der Alpenjäger a. D.

